Austr.
773

ehn Briefe aus Oesterreich
n den Verfasser der Briefe
aus Berlin

R

Hafte. 773

<36603536040018

<36603536040018

B[illegible] Staatsbibliothek

Zehn Briefe aus Oeſterreich an den Verfaſſer der Briefe aus Berlin.

Dritte Auflage.

Amicus Plato; ſed magis amica veritas.

Gedruckt an der ſchleſiſchen Gränze
1784.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die Briefe aus Berlin an Johann Friedel haben in Oeſterreich für eine gewiſſe Klaſſe von Leſern Epoche gemacht; ſie ſind auf einige Tage das Geſpräch der meiſten Viſitzimmer und gelehrten Klubbs geweſen; man hat ſie, wie man zu ſagen pflegt, mit einer Art Heißhunger verſchlungen, und ein paar Nachdrücke haben ihren Verlegern auf einige Monate Brod gebracht.

Während alles laut durcheinander ſchrie, lobte und urtheilte, konnte es doch wohl auch einem ſtillen Zuſchauer erlaubt ſeyn, ſich hin zu ſetzen, und dasjenige, was er etwa dabey auf dem Herzen hatte, niederzuſchreiben; und da auf einen heißen Tag ein kühler Abend immer wohl thut, ſo konnte er ſich leicht

entſchließen, ſeine Bemerkungen drucken zu laſſen, um dadurch das hin und wieder zu heftig ausbrechende Feuer ein wenig zu dämpfen.

Vermuthlich wird der Verfaſſer dieſer Briefe nicht der einzige ſeyn, der ſeine Bemerkungen niedergeſchrieben hat. Es iſt des Stoffes zu viel vorgelegt worden, daß ſich nicht mehrere Arbeiter, ein jeder ſehr wahrſcheinlich in ſeinem Fache, darein theilen ſollten. Was ich geſagt habe, wird muthmaßlich das Wenigſte und Unerheblichſte ſeyn; wenigſtens muß ich jedermann die Verſicherung vorausgeben, daß ich keine Streitſchrift liefre, und daß der Berliner Briefſchreiber nicht Schritt vor Schritt von mir begleitet und widerlegt worden iſt. Ich beſann mich beym Durchleſen jener Briefe gelegenheitlich auf manches, das ſchon vordem geſchehen iſt; und weil

man denn in dieſen Tagen gern recht viel wiſſen und erfahren will, ſo habe ich meinen kleinen Schatz aufgethan, und gebe davon ſo viel, als ich einsweilen hinlänglich finde. Es iſt nichts Unmögliches, daß vielleicht mit der Zeit noch manches hergegeben wird; indeſſen will ich zuſehen, wie man das Wenige, welches ich hier mittheile, aufnimmt und **benützt.**

Ich ſage ausdrücklich **benützt**, denn vor die bloße Langeweile oder zum bloßen Zeitvertreib möchte ich nicht gern einmal dieſes Wenige hergegeben haben.

Man ſagt mir, Friedel ſelbſt ſey ſchon in Bereitſchaft, ſeiner Seits dem Berliner Briefſchreiber weitläufiger zu antworten. Dies hat mich um ſo mehr beſtimmt, mich ſo kurz als möglich zu faſſen, denn ich möchte nicht gern das

Nämliche ſagen, was ein andrer viel-
leicht auch ſagt.

Auf eine gewiſſe Frage: Wer
wohl eigentlich dieſer ſogenannte
Berliner ſeyn möge? habe ich hier
nichts vorläufiges zu antworten. In
den Briefen ſelbſt iſt mir zur eins-
weiligen Auflöſung dieſer Frage man-
ches Wort entfallen, das man nach ſei-
ner eigenen Weiſe deuten und dollmet-
ſchen kann. Mit der Zeit wird vielleicht
über dieſes Problemchen einiges Licht
verbreitet. Ich will keinen Fuchsjäger
machen, der den Fuchs oder die Füchſe
aus ihren Löchern treibt.

Eines, wofür ich jedermann gut
ſtehen kann, iſt, daß ich Wahrheit ge-
ſagt habe, wo erzählt wird; und daß
ich, wo ich meine Meinung ſage, erſt
ein wenig darüber nachgedacht habe. Es
war mir nicht lediglich um Anekdoten

zu thun, bey welchen ſich der Witz des Erzählers abkühlen kann. So oft ich erzähle, hatte ich gewiß reelle Abſichten im Sinn; von Witz wird man überhaupt nicht viel antreffen; unſer Klima iſt dem Witz nicht recht günſtig; auch eſſen und trinken wir zu viel, und können alſo unmöglich ſo viel Witz haben, als die nüchternen Berliner und Konſorten.

Ob ich als Patriot geſchrieben habe, iſt eine Frage, die ſich jedermann ſelbſt beantworten mag. Ich glaube aber beſſer zu ſagen, wenn ich behaupte, daß ich als ein Mann geſchrieben habe, der die Unpartheylichkeit nicht nur zu ſeinem Steckenpferde, ſondern gar zu ſeinem Götzen gemacht hat.

Aus einem gewiſſen Lande erwarte ich allerley tumultuariſches Weſen, wenn dieſe Briefe je einmal hinkommen. Da

ich aber die ſonderbare Gabe beſitze, nicht leicht einen Tumult zu achten, am wenigſten zu fürchten, ſo habe ich meiner Kaltblütigkeit ſchon gemeſſene Ordre gegeben, ſich nicht aus ihrem ruhigen Gleichgewichte heben zu laſſen, wenn etwa ein Regiment von Zwerglein, wie ſie in jenem Lande wachſen, mit papiernen Lanzen und Säbeln gegen mich anmarſchiren ſollten.

Ich habe ſie mit Ruthenſtreichen geweckt, dieſe Zwerglein; das Land ſelbſt, wenn es noch ein wenig Sinn für ſein wahres Glück hat, wird mir dieſe Ruthenarbeit als eine ſehr patriotiſche Wohlthat danken. Es iſt in jedem Betracht ſehr dienlich, daß man auch dort einmal über die Mauern guckt, wo alles ſo drunter und drüber geht, wie faſt ubi ſempiternus horror inhabi-

tat. Man ſoll übrigens nur ſo gut ſeyn, und ſich recht ungebührlich aufführen, und ich gebe die Verſicherung, daß die Mauern fleißig bewacht werden ſollen.

Doch — dieſe Vorrede könnte wohl gar ein Labirinth werden, wenn ich nicht an ihr Ende dächte. Es iſt ſicher, daß alles, was ich eigentlich ſagen wollte, in den folgenden Briefen ſelbſt ſteht. Aber was ſteht meines Wiſſens nicht darinn, daß ich alle Nachdrucker im heil. römiſchen Reich erſuche, ihr Glück an dieſen Briefen zu probiren. Ich ſtehe nicht gut dafür, daß ich nicht eine Exekution veranſtalte, wo wenigſtens einer für das ganze Volk ſterben könnte.

Wenn Druckfehler eingeſchlichen ſind, ſo iſt dies nicht meine Schuld. Ein ſchlichter Burgersmann an der ſchleſiſchen Gränze hat die Sorge des Drucks

auf ſich genommen; und weil die Dru⸗ckereyen, der übrigen Verfaſſung ge⸗mäß, in jener Gegend nicht wohl beſtellt ſeyn ſollen, ſo iſt jedes Unglück eines ſchlechten Drucks leicht möglich.

Etwas muß ich noch insbeſondere erinnern. Mancher wundert ſich viel⸗leicht, in ſo kurzer Zeit, als man die Briefe aus Berlin in Wien kennt, mei⸗ne Briefe entgegen erſcheinen zu ſehen. Aber da iſt nichts zu wundern. Die Briefe aus Berlin ſind, wie es die Vor⸗rede beweiſt, vom 20. Jul. 1783 datirt. Und da der Buchhändler Löwe in Breßlau mit einigen meiner Freunde bekannt iſt, ſo könnte er ihnen ja leicht die Gefälligkeit thun, als Verleger einen Bogen nach dem andern ſub roſa zuzuſchicken.

Inhalt.

Erſter Brief.

Berliniſche Anonymität. Paſquilhandwerk wird in Deutſchland täglich mehr Mode. Oeſterreicher ſind der Paſquillanten Stichblatt. Monarchen ſollen ihre eignen Apologiſten ſeyn. Joſeph weiß das Kreuſchen der gedungenen Gränzaufſchauer zu verachten. Panegyriſche Konvulſionen ſind in Wien eine gefährliche Krankheit. Man hat den Greis Friedrich nie gebeten, den Schreibern an der Spree das Handwerk zu legen. Der launigte Cranz. Journaliſtiſches Ungeziefer.

Zweyter Brief.

Man will nicht ſtreiten. Berliner Schnickſchnack. Man könnte mit den öſterreichiſchen Mönchen Spandau belagern. P. Faſt iſt klüger als mancher Gränzaufſchauer. Friedrichs Weisheit läßt alles beym Alten. Etwas von Sykophanten. Misbräuche ſind ſchädlich. Nur ein dummes Volk kann Misbräuche haben und ehren. Mönchswiſſenſchaft im Mittelalter und ſpäteren Zeiten. Die Väter der Geſellſchaft Jeſu. Machiavelliſche Weisheit hat noch immer treue Anhänger. Schleſien verdient Mitleiden.

Drit-

Inhalt.

Dritter Brief.

In Schleſien iſt alles in ſtatu quo. Fauſtin hätte dort manches zu protokolliren. Die Berliner dürfen in ihrer Nachbarſchaft nicht gar zu hell ſehen. Einige Worte über ſchleſiſches Predigtweſen. Eine Note von einem ſchleſiſchen Ariſtophanes, der Ganganelli mit einem raubſüchtigen Wolf verglich. In der Breßlauer Exjeſuitenkirche predigen Knaben. Hausladen der ſchleſiſche Maſſilon. Einige Proben ſchleſiſcher Aufklärung aus einer gedruckten Predigt dieſes Maſſillons. Deutſchland könnte viel und laut über Schleſien lachen, wenn es alle dortigen Merziaden, Faſtiaden, Kochemiaden und Dunciaden wüßte. Einige davon zur Probe aus den Jahren 1773 und 1774. Wie ſteht es mit dem ſchleſiſchen königlichen Schuleninſtitut? Zeplichal und manche andre verdienen Achtung. Zeplichals Directoriat gleicht dem Schifflein Petri. Der Dom zu Breßlau iſt voll Mönche, den würdigen Weihbiſchof von Rothkirch ausgenommen. Biographie eines Breßlauer Meßleſers, der in den Fantaſtenallmanach oben an gehört. Die Mönche dürfen thun was ſie wollen. Der Menſchenkenner und der Menſchenfreund in einer Parallele. Man hat Friedrichen eine falſche und verderbliche Weisheit angedichtet. Schleſiſche Lobredner, und unter ihnen Matthäus Wlocka. Oeſterreich hat nicht Urſache irgend ein Land um ſolche Lobredner zu beneiden.

Vier-

Inhalt.

Vierter Brief.

In Süden kann man ſich gegen die Aufklärer aus Norden nicht ohne Blutvergieſſen nothwehren. Man macht in Oeſterreich nicht gern von der Omniſciätät Profeßion; der Verfaſſer will für keinen Kriegsgelehrten angeſehen ſeyn. Wirkungen des theoretiſchen und praktiſchen Kriegstalents in Preußen, und insbeſondre in Schleſien zur Friedens- und Kriegszeit. Seltſames Betragen der preußiſchen Truppen, als ſie im Jahre 1778 gegen Joſephs junge ungeübte Krieger ausrücken mußten. Ein Beyſpiel von tartariſcher Rohigkeit manches generaliſirten Kriegsknechts. Einige Blicke auf den bayriſchen Erbfolgkrieg. Es ſieht wie eine Pantalonade aus, daß Preußen damals Oeſterreich in Reſpekt erhalten wollte. Preußen sollte ſich immer noch erinnern, wie ſeine Armee nach dem Feldzuge heim kam. Die Schonung der preußiſchen Armee von Seiten Oeſterreichs war das Werk Thereſiens; jeder Patriot kann dies behaupten, denn es macht dem menſchenliebenden Herzen Thereſiens Ehre. Friedrichs Appellation an die gütige Weisheit Thereſiens. Kriege, die man auf dem Throne führt ſind immer Wagſtücke. Ein Blick auf die neuen europäiſchen Staatsangelegenheiten in Hinſicht auf preußiſche Theilnehmung. Ein zweyter Blick auf den deutſchen Jeſuitiſmus.

Fünf-

Fünfter Brief.

Die Apologie des Kardinal **Migazzi** wird ſondirt. Proteſtanten iſt es erlaubt andere Begriffe von einem Biſchof zu haben, als ein Katholik ſie haben muß. **Migazzi** iſt bey den neuen Verfügungen um Rath gefragt worden. Es iſt nicht genug alt zu ſeyn, man muß auch weiſe ſeyn, um Ehrfurcht zu verdienen. Ein und dreißig Grundſätze Seiner Eminenz. Die Folgen, welche daraus flieſſen, werden erläutert, und jedermann zur Beherzigung vorgelegt.

Sechſter Brief.

Noch einige Erläuterungen als Zugabe zum vorigen Brief. **Miggazis** gegenwärtiges Betragen wird aus ältern Quellen und durch ältere Thatſachen beſtättigt, und auseinander geſetzt. Zwey Promemoria an die ſelige Kaiſerinn in Angelegenheit der Seligſprechung des heil. Joſeph von Kupertin, worüber die Proteſtanten lachen werden, ſo wie ſich die Katholiken ſchämen müſſen. Ein andres Aktenſtück: Fragmente einer Kläge wider den Profeſſor Stöger in Wien mit Noten. Die Gränzaufſchauer werden ſchlüßlich erinnert, ſich nicht in Sachen zu miſchen, die durch ihre Vertheidigung ſchlimmer werden.

Siebenter Brief.

Darf ein katholiſcher Biſchof zwey Bisthümer zugleich beſitzen? Was das tridentiniſche Konzilium einem Katholiken ſeyn müſſe. Die Jeſuiten werden gebeten, den Kardinal Migazzi vor Freygeiſterey zu beſchützen. Was und wo der Jeſuitiſmus ſey? Eine Hydra mit allerley Köpfen. Phyſiognomie eines Jeſuiten. Andere Kennzeichen. Ob es noch Jeſuiten giebt, und was ſie itzt thun? Exjeſuit und Jeſuit iſt nicht einerley. In Preußen giebt es auch Jeſuiten; desgleichen katholiſchen und proteſtantiſchen Jeſuitiſmus. Eine Abtödtung des Fleiſches macht den Schluß.

Achter Brief.

Ein Jeſuitiſmus iſt der Stein, an welchen ſich in Oeſterreich die Aufklärung in ihrem Gange ſtößt. Das Volk iſt nicht dieſer Stein. Eine patriotiſche Exklamation. Art und Weiſe, wie Briefe aus Berlin gezimmert werden. Die Briefe aus Berlin ſagen dasjenige laut, was der Jeſuitiſmus in Oeſterreich bisher geheim herumſeufzte. Oeſterreich wird nie ſein Volk ganz glücklich ſehen, bis nicht gewiſſe Würmer, die das Mark des Landes, freſſen ausgetilgt ſind.

Neunter Brief.

Was die Gränzaufſchauer und einheimiſche Nachteulen eigentlich verſtehen, wenn ſie ſagen, die Preßfreyheit käme den Oeſterreichern noch um 10 Jahre zu früh. Wirkungen der Preßfreyheit. Ob die Brochüren mitgewirkt haben? Brochüren ſind freylich keine Werke des Genies. Der Nutzen ſollte, ſo wie überall, auch bey der Schriftſtellerey, der erſte Maaßſtab der Schätzung ſeyn. Eine Induktion, die wie eine Parallele ausſieht.

Zehnter Brief.

Aphoriſmen über die öſterreichiſche Litteratur.

Er-

Erſter Brief.

M. H.

Ein ehrlicher Schriftſteller nennt da ſeinen wahren Namen, wo er es mit einem andern zu thun hat, der ſo ehrlich war, ſelbſt bey den auffallendſten Wahrheiten und Bemerkungen, die er ſchrieb, ſeinen Mann zu ſtehen. Friedel hat Briefe aus Wien drucken laſſen; man kennt hier bey uns den Mann; es iſt kein bloſſes Schattenbild. Sie mein Herr! haben Briefe aus Berlin in die Welt geſchickt; Niemand weiß oder ſoll es wiſſen, wer Sie ſind; Sie haben ſich in die Hülle der Anonymität verkrochen, und ſtrafen mit Ihrer kritiſchen perſonellen Geiſel einen genannten Mann öffentlich, ohne daß dieſer wiſſen darf, mit welchem unbekannten Fechter er es zu thun hat.

Aber darüber mag Friedel mit Ihnen einig werden; vermuthlich bleibt er Ihnen ſeine Antwort nicht ſchuldig. Wir andern fürch-

ten dabey, daß das deutſche Vaterland wieder eine ſchriftſtelleriſche Fehde erleben wird, die eben nicht die erbaulichſte werden dürfte.

Ich meines Orts bin nicht geſonnen, unmittelbar daran Theil zu nehmen. Ich habe keinen Gewinn daran Friedels Sachwalter zu werden. Uiberhaupt ſoll das, was ich ſagen werde, Friedeln gar nichts angehen. Aber ich glaube gewiſſe Dinge bemerken zu müſſen, wovon vielleicht Friedel mit Ihnen nicht ſprechen wird. Ich will mit einer kleinen und eignen Leuchte das Labyrinth Ihres Epiſtelwerks durchgehen, und ohne ausdrückliche Stellenrezenſionen, ohne ausführliche Allegate Ihrer Briefe ſagen, was etwa ein kaltblütiger Denker, ein Wahrheitsfreund, und ein unbefangener Schätzer ſeines Vaterlandes bey dieſen Briefen überhaupt denken muß.

Das paſquillrende Perſonalweſen ſcheint täglich eine immer weiter reiſſende Seuche im lieben Deutſchlande zu werden. Wer ſelbſt nicht im Stande, oder nicht redlich genug iſt, an der Sache der Wahrheit und Menſchheit thätigen Antheil zu nehmen, geht hin und traveſtirt mit einem faunenmäßigen Hohngelächter die edlen Bemühungen braver Männer, die bey all dem, was ſie thun, keine andere Abſicht haben, als

das

das wohl ihrer Mitbürger — So tritt in einem ernſthaften Schauſpiel Hanswurſt hervor, bürleskirt platte Narrheiten, perſonaliſirt in ſatiriſchen Ungezogenheiten über das Parterre, und verhunzt das ganze Stück zur elenden Farce.

Während daß in Oeſterreich, unbekümmert um dasjenige, was entfernte Provinzen auch thun oder nicht thun, mancher gelehrte und rechtſchaffene Mann ſeine Zeit aufopfert, Wahrheit und Aufklärung zu verbreiten, während Männer des Staats ihren rühmlichen Eifer dahin verwenden, das Glück der Nation zu gründen, während der Monarch alle ſeine Thätigkeit aufbietet, heilſame Anſtalten auszuführen — geſellen ſich die witzigen und müſſigen Gränzaufſchauer in die Winkel der Finſterniß, hüllen ſich in Löwen- und Fuchshäute, treten auf das Gerüſt, und predigen den Gänſen und Hühnern; läſtern und bewitzeln verdiente, von der Nation geſchätzte Männer; kannegießern über Verordnungen, deren Abſicht ihnen nicht einleuchtet; tadeln Anſtalten, weil ſie nicht um ihren Rath dabey gefragt wurden; begeifern angeſehene und fleißige Staatsmänner, weil dieſe nach beſſern Einſichten handeln, als ihnen ſcheint; familiariſiren ſich durch Anekdoten-Jahrmärkte mit Monarchen; ſuchen durch Anekdoten ihre Geſetze lächerlich zu ma-

chen; beleidigen ganze Nationen, und erniedrigen endlich ganze Geſellſchaften einſichtsvoller Männer zu Dummköpfen und Schmierern, die ſie ſich nie die Mühe nahmen, zu kennen, ihre Schriften zu durchdenken und zu verſtehen.

Dies iſt das wahre Bild gewiſſer Leute, welche fern und nahe die von ihnen ſo ſtupid verſpottete öſterreichiſche Preßfreyheit dazu gebrauchen, um die öſterreichiſche Nation von Zeit zu Zeit mit eitel Perſonalinjurien zu beleidigen, dieſe Nation in ſich ſelbſt zu einer feindſeligen Gährung zu verhetzen, ſie um ihr Geld zu betrügen; jener Leute, die uns von Meſſe zu Meſſe mit Briefen, Damenjournalen, Toleranzſiſtemen, Offenbarungen über Deutſchland, Reiſebeſchreibungen, ꝛc. inſultiren; Leute, die ſich im Schimpfen und Hohnlachen erſchöpfen, damit ſie dem Volk die Herzen vergiften, und dieſes Gift in klingender Münze in ihre Säckel ſchieben können.

Sie mein Herr haben Ihren Platz unter dieſen Leuten genommen. Sie vermehren die bedauernswürdige Zahl des kritiſchen Volks, das mit liebloſen Geiſelhieben in das Fleiſch ganzer Nationen wüthet. Ihre Rechtfertigung ſetzen Sie in den Angriff eines Dritten. Er rechtfertige Sie, dieſer Angriff; er berechtige Sie zu

einer

einer Selbſtvertheidigung, Aber nie gebe er Ihnen das Recht, unbillig, Nation- und Monarchenbeleidiger zu werden. Und alles dieſes ſind Sie durch Ihre Briefe geworden.

Es iſt meine Sache nie geweſen, und wird es nie ſeyn, Apologiſt irgend eines Monarchen zu werden. Dieſes Handwerk iſt ſo verdächtig, ſo in den gegründeten Argwohn des beſtochenen Eigennutzes hineingezogen worden, daß kein ehrlicher Mann es treiben darf, ohne des Judasbeutels beſchuldigt zu werden. Und im Grunde, wozu brauchen Monarchen Apologiſten? Ihre Sache iſt es, ihre eigene Apologiſten zu ſeyn, durch ihr Betragen die ihnen gemachten Beſchuldigungen zu entkräften, ihre Verläumder zu beſchämen. — Es iſt nicht der kleinſte Stolz für den öſterreichiſchen Patrioten, daß er es nicht nöthig hat, ſeinem Kaiſer Apologien zu bethen. Oeſterreichs Kaiſer war bisher ſein eigner rühmlichſter Apologiſt. Er wußte das kritiſche Achſelzucken, das Kreiſchen und Ziſchen gewiſſer gedungener Gränzaufſchauer in Nord und Weſt großdenkend zu verachten; er ließ ſogar, mit dem Bewußtſeyn ſeiner Abſichten, ſeiner Handlungen, ſein Volk von dieſem Gekreiſch Notiz nehmen. — Ihre Briefe mein Herr, ſind nicht der erſte Beweis — und er wußte auch das lobſprecheriſche Taggeſchrey der

Zeitungen, das Poſaunengeſtürm mancher Ausländer, das Odengetön der Barden entweder nur ſehr mitleidig, oder vielmehr gar nicht anzuhören. Wir, die wir unſern Kaiſer von Angeſicht zu Angeſicht kennen und täglich bewundern, wiſſen zu gut, wie verhaßt ihm jede Lobrednerey iſt; wiſſen, daß, wer ſeine Abneigung ſich zuziehen will, nur vor ſeinen Augen panegyriſche Konvulſionen haben darf; wiſſen, daß kein vernünftiger Oeſterreicher es wagt, ſeinen Kaiſer mit ſolchen panegyriſchen Konvulſionen zu beunruhigen.

Haben Sie ja ehemal eine **Apologie der Regierung Josephs** *II.* geleſen, ſo ſey Ihnen geſagt, daß dieſe gewiß die erſte und letzte war, die in den öſterreichiſchen Staaten zum Vorſchein kommen durfte; daß unſer Kaiſer ſein lautes Mißvergnügen darüber äuſſerte; daß der Apologiſt einer von jenen war, die gern ſchwatzen, weil ſie hungrig ſind.

Sie begreifen alſo mein Herr, warum ich, als ein Oeſterreicher es ganz unnöthig finden muß, dasjenige was Sie von unſerm Kaiſer geſchrieben haben, in eine förmliche Analyſe zu nehmen. Es wär wider die Achtung, die ich meinem Monarchen als Unterthan und Bürger ſchuldig bin, all den ſchiefen Witz, alle

die

die perſiflirenden Anſpielungen, all den veralteten Anekdotenkram zu ſichten, womit Ihre Briefe gegen ihn heranſchleichen. Wien und Oeſterreich lieſt Ihre Briefe, und liebt ſeinen Kaiſer, und bewundert ihn, und genießt das Heilſame ſeiner Anſtalten, und ſieht in eine Zukunft hinaus, wo die Spree einmal aufhören wird, ihren gewohnten Uebermuth gegen die Donau auszuſchütten. Einsweilen mögen ſie gränzaufſchauen die Herren an der Spree, mögen unter fremden oder eigenen Namen ſpioniren und Reiſen beſchreiben, Charlatanerien und Briefe komponiren, rezenſiren und burleſkiren. Wien und Oeſterrenich wird immer ſo gut ſeyn, ihre Meßkataloge zu leſen, ihre Buchläden keine theure Makulaturen beſeufzen zu laſſen, ihre Kannegießereyen mitleidig anzuhören; es wird ihren gerühmten Greis Friedrich aufrichtig ſchätzen, und ihm nie zumuthen, jedem kritiſchen Schreiber das Handwerk zu legen; es wird keine Cranziſche Inquiſition von ihm begehren, wird den ſo launigten Cranz nie in ſeiner launichten Freude ſtöhren — und die öſterreichiſchen guten Schriftſteller, die gegen jedes ächte Verdienſt, folglich gegen die würdigen Schriftſteller der Spree Achtung hegen, werden ſtets ſo vernünftig bleiben, das kleine Ungeziefer von journaliſtiſchen Kläffern ungereizt kläffen zu laſſen, bis ſie ausgekläfft, und

die Klugen ſie genug werden ausgelacht haben, ꝛc.

Zweyter Brief.

Ich würde mit Vergnügen ſchon bey dem vorigen Briefe abgebrochen haben, würde es geringfügig halten, einen wirklichen Vertheidiger gegen Sie zu machen, wenn mir nicht noch manches am Herzen läge, zu deſſen Ausbruch Sie, ich weiß nicht glücklicher oder unglücklicher Weiſe, durch Ihre Briefe mir Anlaß gegeben haben. Die Sache ſoll aber nicht auf Streit hinaus laufen, ſondern vielmehr auf Belehrung, ein Ding, deſſen die Herren Gränzaufſchauer ſo bedürftig zu ſeyn ſcheinen, als der Kopf des Gehirns.

In Ihren Briefen ſteht ſo mancherley Schnickſchnack über die aufgehobenen Klöſter, über die Quieſcirung verſchiedener Beamten, über die hiedurch erfolgte Brodloſigkeit vieler Familien, über die Weisheit Friederichs, der alles beym Alten läßt u. ſ. w. daß man denjenigen, welche etwa auch Belehrung brauchen, Folgendes bedeuten muß.

Ein

Ein Menſch, der mit offenen Augen in den öſterreichiſchen Staaten herumgewandert iſt, muß bemerkt haben, daß dieſe Staaten eine ſolche Menge Klöſter und Abteyen haben, daß man mit den Mönchen Spandau belagern könnte. Ein vernünftiger Menſch, der einige Grane Politik im Kopf hat, muß dann noch bemerkt haben, daß ſo viele Mönche einer Nation eine ſehr drückende Bürde, daß ſie die Blutigel des Volkes ſeyn müſſen, ja er wird noch ferner bemerkt haben, daß die vielen Schätze der Klöſter und Abteyen zu gemeinnützigeren Bedürfniſſen verwendet werden können. — So weit ſind wenigſtens alle vernünftige Menſchen bey uns mit ihren Bemerkungen gekommen; ja man erinnert ſich, daß ſchon Luther, und nach ihm ſehr viele, ſelbſt noch lebende, auch vernünftige Menſchen, ob und unter der Spree das nämliche bemerkt haben.

Ich gerathe ins Abgeſchmackte, wenn ich weiter fortfahren ſoll, jemanden, der im Jahre 1784. 342 Seiten politiſche Briefe aus Berlin drucken läßt, ein privatiſſimum über ſolche Alltäglichkeiten zu leſen. Hat ſchon P. Faſt ſolch Ding, das man bey uns bisher nur aus Schwaben und Bayern zu hören gewohnt war, begriffen, wie erbärmlich muß es um den Kopf manches Gränzaufſchauers ſtehen? Welche Begriffe muß mancher aufgeklärte Kopf zu Berlin von

der katholiſchen Möncherey haben? — Mögen Sie immer ſagen: Nur ein ſophiſtiſcher Bube würde Sie hierüber zur Rede ſtellen können, ſo ſey Ihnen zurück erinnert, daß präoccupirende Schimpfwörter einen geſunden Menſchenkopf nicht abſchrecken werden, Ihr ganzes Gemengſel von Paradoxereyen und Beſſerwiſſereyen für hämiſches Gekreiſche eines argſinnigen Zoilus zu erklären. Mögen Sie noch ſo fein und ängſtlich mit Ihrem ewigen Aber bey den gröbſten Inſultationen Ihre Hände in Unſchuld waſchen wollen, mögen Sie, wenn Noah nackt hingelegt wurde, hintendrein einen zerriſſenen Mantel über ihn legen — die Abſicht leuchtet überall durch; blind müßte man ſeyn, wenn man an Ihnen nicht eine wahre, treue Kopie unſers Zoilus Faſt erkennte, der immer Nein ſagt, wenn andre Ja geſagt haben, und ſo umgekehrt. Daß Ihr Witz beſſere Wendungen zu nehmen weiß, iſt vermuthlich die Folge des Clima, und die conditio ſine qua non eines gedungenen Gränzaufſchauers.

Wenn Friedrichs Weisheit alles beym Alten läßt, indeß die quieſcirenden Beamten in Oeſterreich Hunger leiden, wie Sie ſagen, ſo wird jedermann bey uns dieſe Weisheit loben, wenn er auch nicht wiſſen ſollte, worinn ſie eigentlich beſteht. Ich, dem hievon einige nähere

Kennt-

Kenntniß zur Hand liegt, kann ein paar Worte darüber ſagen.

Friedrichs Weisheit hat dafür geſorgt, daß ſeine wirkliche Beamten noch nicht Hunger leiden, wenn ſie auch nur den dritten Theil jener Beſoldung genieſſen, welche die öſterreichiſchen Beamten ziehen. Ein quieſcirender Hofrath in Wien darf ſich mit einem wirklichen an der Spree kühn auf die Waagſchale ſetzen, und er wird nicht hinauf ſchnellen. Woher alſo das Hungerleiden? — Fragen Sie Herrn Nikolai, denn Sie wollen oder ſcheinen das nicht zu wiſſen. Hören Sie ſeine gerechten Klagen über den Luxus in Wien; und ſchweigen dann mit all ihrer hämiſchen Dizenterey, wie es einem ſolchen geziemet, der nicht weiß, was er ſpricht.

Und wie oft hätten Sie nicht ſchweigen ſollen! wie viele ungereimte, unpolitiſche, unphiloſophiſche, beleidigende Bemerkungen haben Sie in das ſehr kleine Maaß der guten und wahren gegoſſen! wie empört ſich ſo oft der unbefangene Wahrheitsſinn des ehrlichen Mannes bey Ihren ſo vielen lautſchreyenden Ungerechtigkeiten, bey Ihrem unbeſcheidenen Großſprecherton, bey Ihren mehr als windſchiefen Urtheilen über Männer, die Sie nicht kennen, über Sachen, die Ihnen ganz unbekannt ſcheinen!

Ich ſage Ihnen offenherzig, mein Herr, ich habe keinen Gewinn dabey, was irgend von einem erhitzten Kopfe ſo oder ſo in die Welt hinaus geſchrieben wird. Wahrheit höre ich überall gern; auch mag ichs leiden, wenn am rechten Orte verdiente Strafpredigten jenen ins Ohr geflüſtert werden, die ihrer darum bedürfen, weil ein großer Theil des allgemeinen Beſten in ihren Händen liegt. Aber Unwillen ergreift mich, wenn ich Leute von Talenten und Kenntniſſen über die ſchuldloſeſten Dinge geifern ſehe; wenn ich höre, daß ſie mit angeſtrengter Mühe und Sorgfalt über Alles zanken, das ſie entweder nicht verſtehen, oder abſichtlich nicht verſtehen und gut finden wollen.

Dies iſt — um aus hundert andern, worüber andere mit Ihnen ſprechen können, nur einiges in die Prüfung zu nehmen — die ſo theatraliſch belobte Weisheit Friedrichs, der alles beym Alten läßt, beſonders die katholiſchen Kirchenmisbräuche, die Mönchsſtreiche, und die ganze verdorbene katholiſche Hierarchie in Schleſien.

Ein Mann, der nicht Schmeichler, oder der ausgemachteſte Sykophant iſt, müßte ſich ſchämen, ſo etwas einem wahrhaft philoſophiſchen Monarchen ins Geſicht zu ſagen, ihn zu

loben,

loben, daß er ſchädliche Misbräuche duldet, und fortgetrieben wiſſen will. Ich ſage ſchädliche Mißbräuche; und Sie können ſogleich die Beweiſe hören.

Schädlich iſt dasjenige, was unmittelbar den Wohlſtand des Volks untergräbt. Dieſer Wohlſtand gründet ſich auf einen wohlgeordneten Gebrauch einer aufgeklärten Vernunft, und auf den Zuwachs der Mittel, ſeine häuslichen Bedürfniſſe zu befriedigen. Nehme man jetzt alle jene Misbräuche der katholiſchen Möncherey, von deren Duldung der Weisheit Friedrichs ſo großer Ruhm wiederfahren ſoll, ob ſie im geringſten dazu geeignet ſind, auf die entfernteſte Art jenen zweyfachen Wohlſtand zu befördern. Jeder Misbrauch beſteht darum, weil das Volk zu unwiſſend iſt, ihn dafür zu erkennen. Unwiſſenheit iſt die Pflegmutter der Dummheit; und wer dumm iſt, kann keine aufgeklärte Vernunft haben, und folglich iſt für dieſen die erſte Art ſeines Wohlſtandes verlohren.

Die aufgeklärte Vernunft hat, wie jedes Ding in der Welt, ihre Stuffenleiter. Wenn vom Volk die Rede iſt, ſo iſt ſie es auch von einer ſolchen aufgeklärten Vernunft, welche dieſem angemeſſen iſt; dieſe Vernunft, wie ſie ſich

beym Volke finden ſoll, beſteht darinn: daß ſie ihm die Erkenntniß ſeines wahren Glücks, ſeiner Pflichten, und der Vervollkommnung ſeines moraliſchen und phyſikaliſchen Zuſtandes verſchaffe. Sie muß lehren, daß der Schurke immer ein Schurke bleibe, wenn er ſich nicht beſſert, und ein rechtſchaffener Mann wird; ſie muß lehren, daß der Menſch fremder Hülfe bedarf, und daß, um dieſe zu erhalten, gegenſeitiges Wohlwollen für jeden andern Menſchen, das geſchickteſte Mittel ſey.

Nehmen wir jetzt jene unaufklärte Vernunft, jene Unwiſſenheit, welche Misbräuche des Kirchenweſens ehrt, dagegen, und prüfen wir im Verhältniß den Vortheil und Schaden, welche dieſe letztere wirken muß. Weil dieſe glaubt, daß Abläſſe, Wallfahrten, Opfer u d. gl. zur Tilgung jedes Laſters geſchickt ſind, ſo ſchließt ſie, daß es eben nicht nöthig ſey, rechtſchaffen und tugendhaft zu werden, denn all jenes Zeug findet ſie für die Erreichung des Himmels hinlänglich. — Weil ſie ſich auf das Wort der Misbräuchebeförderer überredet, daß jede, auch noch ſo geſetzwidrige Lehre ächt ſeyn müſſe, weil ein Pfaffe ſie vorträgt, ſo giebt ſie ſich jeder Dummheit und jedem Irrthum preis, der im gemeinen Leben die übelſten Folgen erzeugen kann. — Weil ſie belehrt wird,

alles

alles was nicht katholiſch iſt, nicht zu lieben, ſo haßt ſie die Ketzer, und zerreiſt das enge Band der bürgerlichen Geſellſchaft. — Weil ſie glauben muß, daß Abendandachten, Wallfahrten, überhäufte Feſte, Bruderſchaftsſolennitäten keine Misbräuche ſeyen, ſo erlaubt ſie ſich alles das mitzumachen, und bedenkt nicht, daß Ausſchweifungen, Müßiggang, Landſtreicherey, zeitverderbendes Andächteln die Folge hievon ſey. — Weil ſie wähnt, das ungnügſame Betteln der Mönche ſey kein Misbrauch, ſondern ihre dieſen Bettlern dargereichte Gabe ein verdienſtliches Werk für den Himmel, ſo läßt ſie ausplündern, was das Haus vermag, und billigt eine Landplage, die ſo arg als eine Heuſchreckenbelagerung iſt.

Friedrich müßte den Geiſt nicht beſitzen, den Europa an ihm bewundert, wenn er dieſes nicht wiſſen, nicht überdacht haben ſollte. Wenn er indeß alles beym Alten läßt, wenn er den Mönchen ihr Amuletenhandwerk, ihre bettelnde Landſtreiferey, ihre Volksbetrügerey, ihren Ablaß und Bruderſchaftskram, ihre ſchlechte Sittenlehre duldet, ſo muß er Beweggründe dazu haben, die ihm hinlänglich ſcheinen. Aber daß dieſe Beweggründe, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen, grade ein Werk der höchſten Philoſophenweisheit ſeyn ſollen, das iſt bey uns ein

Pa-

Paradox, dem wir noch kein ähnliches geſehen und gehört haben.

Sie mein Herr! haben bey dieſem Anlaß über Joſeph und Oeſterreich ihren Mund ſo weit aufgethan, daß ich mich berechtigt halte, über Friedrich und das katholiſche Schleſien den meinigen auch ein wenig aufzuthun. Ich habe alſo Folgendes zu ſagen.

Jedes Volk iſt mehr oder weniger dumm, je nachdem es mehr oder weniger abgeſchmackte und verderbliche Misbräuche ehrt. Das ganze Reich der Möncherey iſt auf dieſe Dummheit gegründet, weil dieſes Reich durch Misbräuche beſteht, ſie eingeführt hat und forttreibt. Man iſt bey uns der Sache ſo weit auf die Spur gekommen, ſelbſt unſre 7 und 10 Kr. Schreiber haben dieſe Spur gefunden, daß der Mönche ganzes Beſtreben jederzeit dahin gieng, das Volk aller Stände in Unwiſſenheit und Vernunftloſigkeit zu ſtürzen. Den Dank, den man ihnen dafür ſchuldig ſeyn ſoll, daß ſie im Mittelalter die Wiſſenſchaften erhielten, wird ſehr gering, wenn man das Weſen dieſer fortgepflanzten Wiſſenſchaften unterſucht. Skolaſtiſche Wortkrämerey, und theologiſche Aſzetik, Dunſiſche und Thomiſtiſche Philoſophaſterey u. d. gl. ſollte ein wiſſenſchaftlicher Mann nie im Ernſt Wiſſenſchaft nennen

nennen. Es iſt unverdautes Schulgeſchwätz, das kein heutiger Gelehrter ohne Eckel anhören kann. Die Aufbehaltung der römiſchen und griechiſchen Klaſſiker verdient Dank: aber blos beym Gelehrten.

Die Frage iſt hier: welchen Nutzen das Volk, die bürgerliche Geſellſchaft im Durchſchnitt von den Mönchswiſſenſchaften des Mittelalters hatte? wie viel Wiſſenſchaft ihm gegeben wurde? wie viel erhalten werden konnte? und da iſt die allgemeine Antwort ſchon lange gegeben: gar keine; nicht der geringſte Nutzen konnte erzielt werden — denn — alles was Mönch war, ſchrieb in einer Sprache, die nur Mönche verſtunden; ihre Wiſſenſchaft kam nicht über die Mauern ihrer Klöſter; alle Wiſſenſchaft, die ſie trieben, lief auf ein beſtändiges Monopolium hinaus, woran der Laye und das Volk überhaupt nicht den geringſten Antheil nehmen konnte und — durfte.

Die ferneren Zeitalter herauf bis auf dieſe Tage gieng es in dieſem Gleiſe fort. Als man endlich anfieng, auch in der Mutterſprache zu ſchreiben, auch Wiſſenſchaft unter das Volk zu bringen — was ſah man da? Unſinn und Pfaffentrug, ſchwärmeriſche Andachtsbücher, dumme Legenden, geiſterſtickende Betrach-

tungsbücher, hirnloſe Predigtpoſtillen, ſo viel Unflat und Unrath, ſo viele Bücher von den Mönchen in der Sprache des Volks geſchrieben wurden. — Sind Sie irgend ſo unwiſſend in der katholiſchen Mönchslitteratur, mein Herr, als ſie ſich anſtellen, ſo kommen Sie zu uns; wir werden Sie in unſre Kloſterbibliotheken führen, wir werden Sie die ſchönen Gedruckten Denkmäler der Mönchsdummheit ſehen laſſen, die bey ſo vielen unſrer aufgehobenen Klöſter zum Vorſchein gekommen ſind; ich ſelbſt werde Ihnen einige hundert Bände, die ich für meine Bücherſammlung als Brandzeichen der Möncherey gekauft habe, zeigen, und Sie erſtaunen laſſen über all den Unfug, welchen dieſe Betrüger ſeit Jahrhunderten blos mit den armen Köpfen des katholiſchen deutſchen Volks getrieben haben.

Dieſe offenbar gewordene Denkmäler der Mönchsfinſterniß, welche nun zur allgemeinen Schau auf dem Trödel liegen, jene dazu gerechnet, welche man durch vernünftig denkende Mönche innerhalb der Kloſtermauern zu ſehen bekommt, beweiſen hinlänglich, welche Abſichten die Mönche jederzeit mit ihrer Wiſſenſchaftsverbreitung verbanden, und welchen Dank der aufgeklärte Katholik dieſen ihren wiſſenſchaftlichen Bemühungen ſchuldig iſt. — Nennen

nen Sie mir — und ich will alles verlohren haben — ein einziges deutſches Religionsbuch, das bis zum Jahr 1760. von einem Mönch geſchrieben worden iſt, und nicht von Unſinn und andächtigen Poſſenreiſſereyen ſtrotzte!

Ich ſoll nicht vergeſſen, auch jenen Dank zu bemerken, den Sie uns gegen die Väter der Geſellſchaft Jeſu abzwingen. Dieſen Dank kann nur jemand fordern, der entweder ſelbſt ein Jeſuit, oder ſo unwiſſend iſt, daß er die jeſuitiſche Büchermacherey nicht einmal vom Hörenſagen kennt. Wir Katholiken ſind aber beſſer und aus Erfahrung belehrt, wie vielen Dank jene Väter von uns verdienen. So jämmerlich dumm ſind freylich ihre deutſchen Bücher nicht, als die der übrigen Mönche. Aber deſto gefährlicher ſind ſie den Köpfen des Volks; deſto verſteckter und wirkſamer pflanzen ſie die andächtige Dummheit; deſto mehr ängſtigen ſie die Gewiſſen der Einfalt mit päbſtiſchen Sündenregiſtern; deſto blinder machen ſie den Menſchenverſtand gegen jedes Joch der römiſchen Tyranney; deſto anſteckender iſt ihre Sittenlehre; deſto vernunfttödtender ihr Chriſtenthum.

Und nun dann — Weisheit des Philoſophen Friedrichs! wo biſt du? wer darf es wagen, dich grade da zu ſuchen und zu preiſen,

wo jede Argliſt, jeder Misbräuche brütender Schwarm von Vernunftfeinden ſeinen Schutz findet! wo der Mönch jeden Misbrauch ungeahndet treiben, wo er das Volk mit jedem die Religion entehrenden Fratzenſpiel, mit einer ſchlechten Lehre, mit Poſſenſpielen betrügen und verderben darf! wo das Mönchthum, deſſen einziges notoriſchas Beſtreben auf Unterdrückung der Vernunft und des Denkens hinausgeht, herrſchend, und das ganze Volk ihm dienſtbar bleiben darf!

Ein Gedanke fährt hier durch meine Seele, der ſo ſchrecklich iſt, daß ich ihn nicht gedacht haben wollte, wenn er ſich nicht mit ſo vieler Gewalt mir aufdränge! — Iſt etwa Ihre gelobte Weisheit, die Sie uns aus Norden heraus predigen, jene der Machiavelle, der Hobbeſe, die alle Religion für nichts anders anſieht, als das bequemſte Mittel, das Volk ohne Beſchwerde an der feſteſten Kette des Deſpotiſmus herumzuſchleppen? Iſt es jene Weisheit, die ſich nach dem Muſter von Roms Politik die Lanzenknechte mit braunen und ſchwarzen Kutten zu Hilfe nimmt, um ganze Nationen am Seile der Tyrannenlaune hin und her zu gängeln? jene Weisheit, die ſich ſolche Lanzenknechte zu Werkzeugen miethet, daß ſie der Vernunft die Augen ausſchlagen, damit der Deſpot und ſeine

Hel-

Helfershelfer bequem rauben und brandſchatzen können? jene Weisheit, die der abſichtlich gepflegten Unwiſſenheit heilige Gaukelſpiele zum Zeitvertreibe, wie dem Wallfiſch die Tonne hinwirft, daß ſie auf jeden Wink in das immer engere Netz der Schachnadir-Sklaverey zu ſtürzen ſey?

Wehe dem Menſchen, der eine ſolche Weisheit lobt, ſie Weisheit, und Monarchenweisheit nennt! Dieſe Weisheit iſt unſerm Kaiſer unbekannt, oder vielmehr er haßt ſie, wie jeder Menſchenfreund ſie haſſen muß. Er ſucht ſeinen und ſeines Volks Wohlſtand in deſſen wohlgeordneten Vernunftgebrauch. Er ſchickt die Lanzenknechte des Deſpotiſmus, wo ſie hin gehören. Norden behalte ſie, pflanze und nähre Dummheit, ſo viel es zu ſeinen Abſichten braucht. Die Spree freue ſich ihrer Weisheit; ſie rauſche ihren Bewohnern den Sklavengeſang; ſie nähre Lanzenknechte, ſo viele das betrogne Volk bedarf, um auf dem Bauch vor Idolen zu kriechen. — Wir dürfen denken, und unſre Donau rauſcht den Geſang der Freyheit.

Man kann ſich nicht enthalten, ein Volk mit innigſter Rührung zu bedauern, daß es leiden, ſichs ins Geſicht ſagen laſſen muß, daß es durch eine Weisheit glücklich ſey, welche ſeine

Unwiſſenheit begünſtigt, welche ſeinen Mönchen den Scepter der Geiſtstyranney in den Händen läßt, damit es durch ſie, ſo oft es muß, zur Schaafsſchur oder zur Rekrutirung um Gottes willen geführt werden könne. Gutes Schleſien! eine ſolche Weisheit haſt du wohl nicht verdient, daß, während rund um dich Vernunft und Menſchheit zu ihrem Recht greifen darf, du deine Mönche vor wie nach füttern, dich von ihnen am Narrenſeile herumführen laſſen, und vor jedem Pfaffengeſpenſt noch ſo ſklaviſch kriechen mußt, als wenn du keine Anſprüche auf eine menſchlichere Weisheit hätteſt ꝛc.

Dritter Brief.

Wahrlich es hätte uns nicht ſo laute geſagt werden dürfen, daß Schleſien in dem ganzen ſtatu quo iſt, wie es ehedem war; daß alle Mißbräuche und Möncherey unitis viribus dort herrſchen; man weiß es ja ohnehin, und erfährt es von jedem, der von dort zu uns herüber kömmt. Man weiß es ſo ſehr, daß es wohl nächſtens noch die Mühe lohnen wird, eine eigene Reiſe dorthin zu machen, um alle die dortigen Pfaffereyen und kirchlichen Sottiſen nach Fauſtins Methode zu protokolliren; Herr Nikolai wird vermuthlich dort geweſen ſeyn; aber

man

man iſt bey uns der Meynung, die Berliner Augen dürften in ihrer Nachbarſchaft nicht ſo hell ſehen, als die Wiener. Urkund deſſen dort bey weiten nicht ſo viele Alltagsbrochüren geſchrieben werden, als in Wien, wenn auch bisweilen ein zwey und vierzigjähriger Affe und mutatis mutandis Cranziſche Charlatanerien aus der Preſſe ſteigen.

Wie finſter es im katholiſchen Schleſien bis dieſe Stunde ausſehen muß, kann Beweis genug ſeyn, daß wir bis dieſe Stunde noch kein einziges vernünftiges und originelles katholiſches Religionsbuch von dort geſehen haben. Die zuſammengeſtoppelten Predigten der Haberkorns von Haberfeld, Weideſſers und Ignatz Franz ſind ſolche müheſelige Flickwerke, daß bey uns höchſtens die Kapuziner und Exjeſuiten ſie leſen mögen. Ohnlängſt hat auch ein gewiſſer ſchleſiſcher Exjeſuit Kollonetz 3 Theile eines Predigers in jedem Nothfalle über alle Sonn- und Feſttäge des ganzen Jahres, nebſt verſchiedenen Entwürfen zu Kirchweih- Lob- Trauung- Dank- Gedächtniß- und Ablaßpredigten herausgegeben, ein elender Aſcetenkram, wie ihn bey uns kaum ein Kapuziner drucken zu laſſen ſich unterſtehen würde. *)

---

*) Weil ich eben dieſen Mann nenne, ſo kann ich

eines

In der Breßlauer Exjeſuitenkirche, die Ihren lobrednerischen Extaſen über den ſchleſiſchen Jeſuitiſmus zu Folge, doch gewiß das Muſter der ſchleſiſchen Predigart ſeyn muß, predigen ſeit 5 bis 6 Jahren bloſſe Knaben, die kaum ihre Philoſophie genoſſen haben, und ein paar Jahre im ſogenannten Schuleninſtitut ſtecken. Ein gewiſſer Hausladen, der jetzt als ein Neſtor oder — Maſſilon mit 30 Jahren ſeiner Predigermeriten wegen zum 2000 Gulden ſchweren Pfarrer gemacht worden iſt, predigte in dieſer Kirche vom Jahre 1779 bis 1783. Bewährte Männer haben uns betheuert, daß dieſer Marktſchreyer ärger als der tollſte Komödiant auf der Kanzel herum gefaſelt habe. Sein Stolz gieng immer dahin, die Kirche mit lauter Proteſtanten vollzudrängen; zu welchem Ende er
eine

einer Nachricht los werden die zur Geſchichte des ſchleſiſchen und des Jeſuitiſmus überhaupt gehört. Dieſer Kollonetz war im Jahre 1773 ſo ſinnreich, zu Neiß in einer Schulkomödie den Ariſtophanes gegen Ganganelli zu ſpielen; ſeine Schüler mußten eine Komödie produziren, wo in einer plumpen Allegorie die damalige jeſuitiſche Kriſis geſchildert, der König von Preußen als ein wohlthätiger Schutzgott mit den tollſten und kriechendſten Schmeicheleyen überhäuft, Ganganelli aber unter dem Bilde eines raubſuchenden Wolfs ſo bübiſch mißhandelt und inſultirt wurde, daß ſelbſt Proteſtanten und preuſſiſche Offiziers davon giengen, über die Bübereyen ausſpieen, und laut ſagten: ein ſolches Schauſpiel könnte nur der boshafteſte Schurke gemacht haben.

eine leerſinnige poetiſche Proſe von der Kanzel deklamirte, oder witzige Kontroverſen machte. Man würde von dieſem geprieſnen Abgott der Breßlauer bey uns keine Notitz genommen haben, wenn er ſich nicht ſogar durch einige gedruckte Predigten proſtituirt, und den Geiſt verrathen hätte, in welchem die Leute, welche dort die Weiſen im Volke ſpielen, ihr Chriſtenthum lehren. Hören ſie mein Herr, einige Stellen aus einer Predigt dieſes ſchleſiſchen Maſſilon, die ich eben vor mir liegen habe, und die er den 20. Auguſt 1781 in der Ciſterzienſer Nonnenkirche zu Trebnitz ohnweit Breßlau vorgetragen hat. Ich fange gleich mit dem Eingange an:

„ Soll ich es Ihnen erſt ſagen, hochwür„dige Abtißin, andächtige Stiftsfrauen, und „fromme Gläubige, daß ich heute auf dieſer „heiligen Stätte ſchüchtern erſcheine? denken „Sie mich, denken Sie den Mann, den ich „loben ſoll, und Sie haben die Urſachen mei„nes Beſorgniſſes gedacht. Wenn ich irgend „einem Groſſen dieſer Welt eine Lobrede halten „ſollte, ſo könnte ich es muthiger wagen, denn „unter den mannichfaltigen Schwachheiten, wel„che einen Weltmann umgeben, ſticht gewöhn„licherweiſe nur eine einzige Tugend vor, die „ihn groß, und von andern unſcheidbar

„ macht;

„ macht; es würden folglich meine Ausſichten
„ begränzter, der Stoff, den ich zu bearbeiten
„ hätte, einfacher, und die Rede meinen ge-
„ ringen Fähigkeiten mehr angemeſſen ſeyn. Da
„ ich aber das Lob eines Mannes Gottes ver-
„ kündigen ſoll, deſſen ſich auszeichnenden Ver-
„ dienſte; nächſt ihrer vorzüglichen Größe, noch
„ ſo mannichfaltig ſind, daß ſie ſich unmöglich
„ auf einen einzelnen Begriff zuſammen drängen
„ laſſen, wer wollte mir meine ſchüchterne Blö-
„ digkeit, das offenherzige Geſtändniß meines
„ Unvermögens, ſie mit einer ſeiner Größe ent-
„ ſprechenden Rede zu unterhalen, forthin ver-
„ argen? Nein das können, das werden Sie
„ nicht, wenn ſie mit mir den Namen des be-
„ rühmten Ordensmannes von Ciſterz, des wür-
„ digſten Abts von Clairvaux, alles was der
„ Name Bernhard ſagt, denken. Und was
„ ſagt derſelbe nicht alles großes und herrliches?
„ den arbeitſamſten Einſiedler, den abgetöd-
„ teſten Ordensmann, den wachſamſten Abt,
„ das Muſter der Waldbrüder, den Verbeſ-
„ ſerer der Ordenszucht, die Zierde der Aebte;
„ das Wunder der Buße bey der ſeltenſten
„ Gabe der Unſchuld, den aufgeklärten Got-
„ tesgelehrten mitten in den Finſterniſſen ſeines
„ Zeitalters, den Mann von erhabenſtem Ruhm
„ bey der tiefeſten Demuth, den Bußprediger
„ der Sünder, den Lehrer der Irrgläubigen, den

„ Schieds-

„ Schiedsmann geſalbter Häupter, den Ver-
„ fechter der Religion, das Licht der Kirchen-
„ räthe, die Geiſel verderbter Sitten, das Wun-
„ der ſeiner Zeit. Welche Menge von vorſte-
„ chenden perſönlichen Verdienſten! „

„ Clairvaux, lieſt man Seite 8. ſonſt
„ der ſichre Aufenthalt grauſamer Menſchen-
„ feinde, die aus Muthwillen, oder nieder-
„ trächtiger Habſucht, unſchuldiges Menſchen-
„ blut verſpritzten, war alſo der Ort, den
„ Bernhard in eine ehrwürdige Wohnung,
„ in eine fruchtbare Pflanzſchule der Büßer
„ und Heiligen umgewandelt hat. Dieſes ſchüch-
„ terne und ſchreckenvolle Thal ohnehin zur Ein-
„ ſamkeit und Buße ganz geſchaffen, hat er
„ durch die bewunderungswürdige Strenge,
„ die er an ſich ſelbſt verübte, noch mehr zum
„ Orte der Buße, und der Abtödtung gemacht.
„ Zwar hatte er ſchon ſeit dem Eintritte, in
„ das Kloſter zu Ciſterz ſich der Selbſtver-
„ läugnung ganz ergeben; jedweder Tag war
„ mit neuen Bußwerken bezeichnet, durch wel-
„ che er, itzt ſeinem Körper wehe gethan, itzt
„ die Neigungen ſeines Herzens beſtritten hat,
„ indem er ihnen ſelbſt die erlaubten Empfin-
„ dungen verſagte. So mannichfaltig und
„ ſchmerzlich aber auch immer für ihn dieſe
„ eigenwillige Gewaltthätigkeiten waren, ſo

„ glaub-

„ glaubte er dennoch ſich zu gehäufter heiliger „ Strenge als Abt von Clairvaux gehalten zu „ ſeyn. O! daß ich die Gabe hätte mich über „ die verſchiedene Art ausgeſuchter Abtödtun„ gen, die ihm der Geiſt Gottes eingegeben „ hat, treffend auszudrücken; Abtödtungen an „ allen Seelenbegierden, Abtödtungen an „ allen Sinnen, Abtödtungen an ſeinem gan„ zen Leibe; Abtödtungen die ſeine Begeh„ rungskräfte geſchwächet, die Sinne ſtumpf „ gemacht; die ihm ſein Blut gekoſtet, ſeine „ Geſundheit geraubet, ſeinen Kör„ per zu einem lebendigen Skelet ver„ wandelt haben. Was ich mit Worten „ ihnen nicht ſagen kann, das ſollen ſie aus „ den Wirkungen ſeiner unerhörten Bußſtren„ ge folgern, die ſich an ſeinen Kindern, an „ den Bewohnern des Kloſters zu Clairvaux „ geäußert haben. Denn wenn er Männer „ zu Söhnen hatte, denen die Welt und die „ der Welt gekreuziget, ſich ſelbſt und allen „ ihren Begierden geſtorben waren, die, wenn „ ſie ihren Leib kleideten; ihn mit einem härenen „ Bußrocke züchtigten; wenn ſie ihn ſpeiſten, „ ihm die nöthige Nahrung durch die Bitterkeit „ der Kräuter und Wurzeln vergällten; wenn „ ſie demſelben die unentbehrliche Erholung im „ Schlafe erlaubten, ihm auf hartem Holze, „ oder noch härtern Steinen die Ruhe erſchwer-

„ ten

„ ten und verkürzten; Männer, die von an„ haltendem Gebethe, von entkräftendem Ge„ ſange zur ermüdenden Arbeit, von Handdien„ ſten zu ernſten Betrachtungen ewiger Wahr„ heiten hinübergiengen, die jede ungerufene „ Zerſtreuung, die auf einen Augenblick ihre „ Geiſtesverſammlung unterbrach, mit neuen „ Beth- und Betrachtungsſtunden ſtrafen und „ jede Empörung der Natur, die ſie der „ Menſchlichkeit erinnerte, bis zum Blut„ vergießen an ſich ſelbſt lu rächen gewöhnt „ waren. Wenn das nun die Buße der Schü„ ler war; ſollte des Lehrers Strenge nicht „ ungleich größer geweſen ſeyn? wenn wir den „ Geiſt der Selbſtverläugnung ſchon an den „ Kindern bewundern, nach welchem Maaß„ ſtabe wird man die des Vaters beſtimmen? „ In der That, angeſehnſte Verſammlung ich „ glaube auf alle Art berechtiget zu ſeyn, oh„ ne den Verdacht niedriger Schmeicheley zu „ fürchten, Bernharden den unſchuldigen Bü„ ßer, als treuen und würdigen Nachahmer der „ bekannten Bußſtrenge Johannis, des Vor„ gängers des Meſſias zu rühmen. Großes „ aber gerechtes Lob! Menſchen welche frech „ genug ſind, alle Früchte der rauhen Buß„ fertigkeit als geringſchätzige Auswüchſe ei„ ner fanatiſchen Frömmigkeit zu ſchelten, „ muß man unter den Haufen alberner Weich-

„ linge

„ linge rechnen, die der Abtödtung und der
„ Buße geſchworne Feinde ſind, die aus den
„ göttlichen Büchern alle Stellen, welche der
„ Selbſtverläugnung und Kreuzigung des Flei-
„ ſches das Wort reden, ausgeſtrichen, alle
„ Beyſpiele großer Bücher in eine ewige Ver-
„ geſſenheit gebracht wiſſen wollen. Unter die
„ Klaſſe der Abgötterer müſſen ſie gehören, die
„ ſich ſelbſt ſträflich lieben, ihren Körper ver-
„ zärteln, ängſtig ſchonen, ihm gar nicht we-
„ he thun, die es Unvernunft und Thorheit
„ nennen, wider angenehme Empfindungen,
„ angeborne Neigungen ſtreiten, die es ſich
„ zum unverbrüchlichen Geſetze gemacht haben,
„ ihren Körper durch Bußwerke nie zu ſchwä-
„ chen, ihr Herz durch Mäßigung wilder Lei-
„ denſchaften nie zu betrüben.“

Noch was ſchöners ſteht auf der 14. und 15ten Seite. „ Die Kirche wurde zu Bern-
„ hards Zeiten auf einmal von zwo Seiten an-
„ gegriffen; an ihrem Haupte, und an ihrer
„ Lehre. Es mußte alſo dieſer groſe Abt,
„ der über die Ungerechtigkeit geſieget hatte,
„ auch den Irrthum beſchämen. Die Menge,
„ der Karakter, die Fähigkeiten, die Tücke,
„ die Hartnäckigkeit der Irrlehrer, mit denen
„ es Bernhard aufgenommen, alles dieſes ver-
„ herrlichet ſeine Siege; es war nicht einer,

„ nicht

„ nicht zween Männer, die in Religionsneue„ rungen eine verabſcheuungswürdige Ehre ſuch„ ten, es ſind ihrer bis fünf geweſen, die „ das feinſte und gefährlichſte Gift ausgehau„ chet, und eben ſo viele, wo nicht mehrere, „ die noch auffallendere Irrlehren ausgeſtreuet „ haben. Die erſten von beyden Partheyen „ ſind: Peter von Abeillard, Gilbert Biſchoff „ zu Poitlers, Heinrich von Toulouſe, Arnold „ von Broſſe, und Gerhard Biſchoff zu An„ gouleme; Männer, von denen ſich einige mit „ ihren aufgeklärten Verſtande bis an das „ Weſen der Gottheit wagten; andre, von „ der Macht ihrer ungezähmten Naturtriebe „ hingeriſſen, Sätze behaupteten, welche die „ geſunde Menſchenvernunft ſelbſt ohne Offen„ barung von jeher verworfen hat. Abeillard „ will die Geheimniße der Dreyeinigkeit, der „ Vereinigung des göttlichen Wortes mit der „ niedrigen Menſchennatur, die ganze Einrich„ tung der Gnade ergründen; er verſteigt „ ſich in ſeinen philoſophiſchen Unterſuchungen „ und wärmet mit einmal die Irrthümer des „ Arius, des Neſtorius, und des Pelagius „ auf. Gilbert, weder ganz Arianer, noch „ Neſtorianer unterſcheidet die Weſenheit Got„ tes von der Gottheit ſelbſt, die Eigenſchaf„ ten der göttlichen Perſonen von den Perſonen „ ſelbſt, iſt unverſchämt genug die Menſch-

„ wer-

„ werdung der Gottheit ganz zu läugnen. Hein-
„ rich verſucht es mit Grauſamkeit Proſeliten
„ zu machen, er ſchlachtet die Diener des Hei-
„ ligthumes, entheiliget Gotteshäuſer und Al-
„ täre, lebt der Menſchheit zur Schande. Ar-
„ nold nimmt die Masque des Heuchlers an,
„ verwirft wahre Tugenden des Chriſtenthumes
„ indem er ſich für eine übertriebene Strenge
„ erklärt, dieſelbe vertheidiget, und hiedurch
„ der Religion den Verdacht der Unmöglichkeit,
„ ihre Forderung zu erfüllen, zuzuziehen ge-
„ denkt. Gerhard ſpielt die Rolle des Un-
„ gehorſamen, wird Aufwikler und Anführer
„ ſeiner Heerde zur Unabhängigkeit von Rom.
„ Welche Menge von Irrthümern! von tief-
„ denkenden Köpfen, von böſen Herzen aus-
„ geſonnen, von Scharfſinn und Hartnäckig-
„ keit, von Leidenſchaften und Bosheit un-
„ terſtützet, durch Beredſamkeit, Anſehen und
„ Gewalt verbreitet! Wird wohl die ganze
„ Kirche Frankreichs, wenn ſie alle ihre treue
„ Söhne auffodern wird, das vielköpfige Un-
„ geheuer erlegen? Ja, angeſehnſte Verſamm-
„ lung, das hat ſie gethan. Durch Bern-
„ harden hat ſie es gethan.“

Wenn Sie dieſe paar Proben ſchleſiſcher Religion und Aufklärung geleſen haben, ſo ſagen Sie mir, wie es in einem Lande ausſehen

muß,

muß, wo nur die aufgeklärten, die unter die Flügel des philoſophiſchen Friedrichs unmittelbar geſammelten philoſophiſchen Schuleninſtitutsmitglieder ſo predigen! Gott, was müſſen da erſt die Mönche, die Franziskaner und Kapuziner predigen, wenn die gelehrten, weiſen Exjeſuiten, dieſes auserwählte Häuflein, in deſſen Händen die ganze katholiſche Philoſophie in Schleſien liegt, ſolchen Mönchsunſinn, ſolche vernunftempörende Sottiſen predigen und drucken laſſen! Hausladen und das ganze aufgeklärte Schleſien ſoll es der geprieſenen Weisheit ſeines Friedrichs danken, der, wie Sie ſagen, die Kanzeln durch keine aufgeſtellte Kritikaſter beunruhigen läßt, (worüber ich weiter unten mit Ihnen ſprechen werde;) daß dort keine Kritiken über Prediger geſchrieben werden dürfen, denn ſonſt würde das philoſophiſche Jahrhundert in dem katholiſchen Schleſien ſchon ſo viele Merziaden, Faſtiaden, Kochemiaden und Dunciaden erfahren haben, daß alle vorgeſchützte Weisheit, die dies duldet, das allgemeine Gelächter von ganz Deutſchland nicht würde verwehren haben können.

Wie laut würde man gelacht haben, wenn man wüßte, daß jetzt, ſeitdem Hausladen die Kanzel der Breßlauer Exjeſuitenkirche mit einer weinerlichen, bis zur übermüthigſten Imperti-

nenz ſelbſtſüchtigen Abſchiedsthrenodie verlaſſen hat, zwey Knaben als Sonn- und Feyertags-prediger ſeine Stelle eingenommen haben, die im Jahre 1778 noch an der dortigen Schule die Philoſophie ſtudirten, und nun freylich nichts thun, als wie es Schülern geziemt, Prediger-penſa machen, und durch großſprecheriſche Phraſen um das Lob des katholiſchen Volks, und um die Bewunderung der proteſtantiſchen Philoſophen buhlen. — Wie würde man lachen, wenn man die ganze Geſchichte von den unzähligen Bockſtreichen in extenſo wüßte, welche in den Jahren 1773 und 1774 bey Gelegenheit der verweigerten Jeſuitenaufhebung in Schleſien von den Jeſuiten und dem breßlauer Domkapitel begangen worden ſind; wenn man wüßte, wie dazumal die Pfafferey alle ihre Bosheit erſchöpfte, um ſich gegenſeitig zu exkommunizìren, zu verfolgen, zu haſſen; wie beyde Partheyen auf Kanzeln und in Beichtſtühlen das Volk aufhetzten; wie man die Jeſuiten als Schismatiker und Spitzbuben von jeder Religionshandlung, ſogar von Prozeßionen ausſchloß, und die Jeſuiten indeſſen ſich unter die Flügel der Weisheit verkrochen, und den Biſchof mit ſeinem Domkapitel bis zum Blutſchwitzen ſchikanirten; wie eine Parthey gegen die andere geſchriebene Pasquille ausbreitete, und Ehre und Gewiſſen verläugnete! — wenn man wüßte, wie kläglich jetzt noch

die

die Schulen beym königl. Inſtitut beſtellt ſind, da entweder theils alte Jeſuiten — im eigentlichen Sinne des Worts Jeſuiten — die theologiſche Lehre behalten haben; theils aber wegen Mangel an Köpfen, da jeder Exjeſuit, Hals über Kopf ſtrebt, lieber als Dechant oder Pfarrer bequem und gut bezahlt, nichts thun zu dürfen, als beym Inſtitut ſchlecht bezahlt arbeiten zu müſſen, ebenfalls neuangeworbene Knaben, die mindern und auch philoſophiſchen Studien in die Hände bekommen haben, oder einem Profeſſor bisweilen 3 bis 4 Fächer zugetheilt ſind, von denen er mehr oder weniger nichts oder höchſtens eines verſteht. So iſt — um einen bekannten Namen zu nennen — Herr Haberkorn von Habersfeld, Profeſſor der Landwirthſchaft, der ſchönen Wiſſenſchaften, und der philoſophiſchen Litterärgeſchichte, und man iſt noch uneinig, in welchem Fache er eigentlich der größte Ignorant ſey, denn ſeine ganze Lehrmethode beſtehet darinn, daß er ſeinen Zuhörern aus Schönfelds Landwirthſchaft, aus Lindners (dieſes Hauptpfuſchers) Lehrbuch der ſchönen Wiſſenſchaften, und aus Bruckers Geſchichte der Philoſophen unzuſammenhängende Bruchſtücke in die Feder diktirt, und die fernere Zeit ſeiner Lehrſtunden mit Narrenspoſſen, und wie man mich auf Ehre und Gewiſſen verſichert hat, mit ſchmutzigen Anekdoten aus dem Vade mecum

für luſtige Leute anfüllt, ſo wie er ſeine leeren Stunden zum Zuſammenſtoppeln ſchlechter Predigten, wovon er ſchon ein Predigtwerk von etlichen zwanzig Medianbänden binnen 5 Jahren geliefert hat, verwendet. *)

Ein gewiſſer Schmidel, der über die höhere Mathematik lieſt, hatte vor einigen Jahren in einer Vorſtadt einen Garten in Pacht, wo er ſeine Auditores fleißig mit Kegelſchieben, Tabackrauchen und Biertrinken beſchäftigte. Wer am ſtärkſten ſoff, und das meiſte Geld verzechte, beſtand im Examen præclare. Gegen andre war der geiſtliche Herr Mathematiker nach ſeiner gewöhnlichen Sitte ſo ungeſchliffen, wie ein Karrenzieher. — Man hat nach der Zeit ſeiner Gartenpachtung ein Ende gemacht, beſonders weil man ſich mancherley Anekdote von mathematiſchen Konkurrenzen mit der Frau Gartenwirthin erzählte.

Ein

*) Während ich dieſes ſchreibe, kömmt mir die Nachricht zu, daß dieſer dreyfache Profeſſor jetzt in die Theologie hinauf gerückt ſey, und dort über Dogmatik u. d. gl. leſe — das wahre Konterfey von dem Horaziſchen:

Olim truncus eram finulcus, inutile lignum,
cum faber incertus, ſcamnum ſaceretve Priapum,
maluit eſſe Deum. Deus inde ego.

Nur daß leider dieſer Deus entſetzlich nach dem inutile lignum ausſieht.

Ein anderer ehmaliger Profeſſor der philo≠ſophiſchen Studien, der jetzt ohnweit Glatz in der Seelſorge ſteht, Namens Werner, war ei≠ner der unerträglichſten Menſchen, die je das Lehrerhandwerk getrieben haben mögen: ein De≠ſpot, der ſeine Zuhörer wie Buben behandelte: ein Bigott, wie es nur ein Narr ſeyn kann, ein Philoſoph, mit dem man von Wort zu Wort aus dem Schulbuche ſprechen mußte, ſonſt ver≠ſtand er nichts davon, und ſetzte jeden, der klü≠ger war als er, in die letzte Klaſſe.

Ich bin, da ich dieſe wenige Züge ſchle≠ſiſch≠katholiſcher Aufklärung ſammle, weit ent≠fernt, jene würdigen Männer mit zu verſtehen, welche wahrhaft aufgeklärt, aber nicht im Stan≠de ſind, ihre Aufklärung und die ſichern Mittel dazu geltend zu machen. Ich habe, wenn ich von der ſchlechten Verfaſſung des königl. Schul≠leninſtituts in Schleſien rede, keinen Zeplichal im Sinne, dem Deutſchland und Friedrich das Zeugniß geben, daß er ein aufgeklärter, gelehr≠ter und für die Wahrheit äußerſt eifriger Mann iſt. Ich kenne ihn nicht perſönlich, kenne ſogar nur einige ſeiner gründlichen Schriften; aber rechtſchaffene und einſichtsvolle Männer haben mir für ſeine Denkungsart, ſeine Thätigkeit im Guten, und ſeine ausgebreiteten Kenntniße ge≠bürgt. Nur ſagen mir dieſe Männer auch, daß

bey der gegenwärtigen noch ſo zweifelhaften Verfaſſung des königl. Schuleninſtituts ein Zeplichat ſehr wenig ausrichten könne; der Titel Direktor ſey faſt grade für ihn nichts anders, als das Schiflein Petri, worauf er ſich allein den Wegen und Wellen des um hin der ſtürmenden Meers ausſetzen muß. Er iſt das Opfer von unzähligen Kabalen geworden; der alte Jeſuitismus, den er mit ſeinem Rocke faſt ganz ausgezogen hat, kämpft mit vereinigten Kräften gegen ihn; ſeine Anſtalten werden theils verlacht, theils vereitelt. Um ſeinen guten Unternehmungen nun vollends einen unüberſteiglichen Stein in den Weg zu legen, iſt ſeit kurzem ſein Direktoriat ſo eingeſchränkt worden, daß er nichts mehr thun darf, ohne daß 6 andere alte Rabbinnen von Exjeſuiten, die eine Art von Ausſchuß ausmachen, darein willigen. Hieraus entſtehen dann natürlich innerliche Gährungen im Inſtitute, die keinen andern Grund, als Stolz, Eigendünkel, Zwangloſigkeit, Bosheit und — Dummheit haben, die ihm ſchon tauſend Verdruß machten, und manchen jungen Mann, den er ſchützte, weil er ihn brauchen konnte, Leben, Geſundheit und Ruhe koſtete. Die Mönche draußen, wozu vorzüglich der ganze Dom zu Breßlau, den einzigen würdigen Weihbiſchof v. Rothkirch ausgenommen, der auf ſeinem Platze das Nämliche iſt, was Zeplichal auf dem ſeinigen, bis auf

ten letzten Meßleſer, ja bis auf einen der dümm-ſten und bigotteſten Pfaffen im deutſchen Reiche, Namens Joſeph Petzelt *) gehört, treiben ge-

*) Ich nenne dieſen Meßleſer hier darum ausdrücklich, weil man mir unter den Nachrichten, die ich ſeit langer Zeit aus Schleſien abſichtlich aufſuchte, von ihnen mancherley Dinge geſchrieben hat, die eigends verdienen bekannter zu werden. Er war 20 Jahr verheurathet, hatte aber nie Kinder. In ſeiner Jugend war er Jeſuiterkandidat, machte aber hernach von der Muſik Profeßion. In dieſer Qualität erhielt er mit der Zeit einen Dienſt bey der breßlauer Domkirche. Hier in dieſem Schlupfwinkel der Möncherey ergriff er bald — was er als Jeſuitenkandidat, wiſſen mußte — die vortheilhafteſte Partbey. machte mit den Geiſtlichen gemeine Sache, familiariſirte ſich mit ihren Grundſätzen, wurde der bigotteſte Fanatiker, und als Ehemann ein geſchworner Cölibatarius. Seine Frau ſtarb ihm endlich, und nun griff er mit Händen und Füſſen nach der geweihten Kutte, und ließ ſich zum Prieſter weihen. Der Dom und alle Mönche ſahen den neuen Schwarzrock als ein geheiligtes Wunderthier an, und es fehlte nicht viel, ſo hätte man ihn bey lebendigem Leibe auf einen Altar geſtellt. Seit dieſer Zeit iſt er der wüthenſte Fanatiker, dem nichts als die Macht des ſpaniſchen

gen ihn und ſeine Einrichtungen beynahe das nämliche Pfaffenſpiel fort, welches ſie in der kritiſchen Periode der Jeſuitenaufhebung trieben. Sie kreuzigen ſich vor allem, was Zeplichal zum Sieg der Vernunft zu unternehmen ſtrebt. Es iſt ihnen ein Skandal, daß nicht der Biſchof die Lehrſtühle vergeben darf; und als Friedrich bey

---

Großinquiſitors fehlt, um der Vernunft von ganz Schleſien ein Auto da fe zuzubereiten. — Eigentlich gehört dieſer Menſch in den Fantaſtenallmanach oben an, beſonders giebt ihm folgende intereſſante Nachricht das giltigſte Dekret dazu. Ein gewiſſer Gelehrter in Wien hatte im Jahre 1776 das ſeltſame Schickſal, während ſeines längeren Aufenthaltes in Bresßlau, bey dieſen Mann zu wohnen. Er traf ihn einigemal über proteſtantiſchen Büchern an, machte ihm die ſchrecklichſten Vorwürfe darüber, und kündigte ihm endlich, wenn er länger ſolche Bücher leſen würde, die Wohnung auf. Als dieſer Gelehrte nach ſeiner Abreiſe von Breßlau, ein Buch dort drucken ließ, ſo war Petzelt beſorgt, es in den römiſchen Index zu bringen, weil jener es nicht beym Domkapitel hatte cenſuriren laſſen. — Ich gebe bey dieſer Gelegenheit den Verfaſſers des Fantaſtenallmanachs den Wink, daß, wenn ſie Mangel an Fantaſten haben, ſie nur nach Schleſien wandern dürfen. In Breßlau allein wollte ich ihnen 50 nennen.

bey Aufhebung des Jeſuitenkollegiums zu Breſslau den Jeſuiten die Schulen wieder übergab, ſo wollten die Kapuzen aller Arten raſend werden, daß ſie von den Profeſſuren ausgeſchloſſen blieben, und daß Friedrich geſagt hatte: Wenn ich Pfaffen für die katholiſchen Schulen haben muß, ſo ſind die Jeſuiten immer noch die klügſten, denn die andern ſind Dummköpfe.

So ſteht es gegenwärtig mit dem königl. Schuleninſtitut in Schleſien, dieſem einzigen Hilfsmittel, wodurch etwa nach und nach einige Funken Licht ins Land geſtreut werden ſollen. Im übrigen, wo die Weisheit ſtill zuſieht, ſteht es ſo erbärmlich, daß man in laute Jeremiaden ausbrechen müßte, wenn man nur einen allgemeinen Umriß des ſämmtlichen Eſſe in ſtatu quo geben wollte. Die Mönche betteln und erpreſſen noch immer im ganzen Lande Allmoſen für ihre Klöſter; ſie treiben alle zu dieſer Abſicht dienlichen Schelmereyen fort; ſie verkaufen Amulete und Skapuliere, angerührte Bilder und Reliquien, Lukaszettel und Fieberbrodte; ſie treiben Teufel aus, und ſegnen Küh- und Schweinſtälle ein, ſie erlöſen arme Seelen, und plündern das ohnehin arme Volk um Meßgelder; ſie werben Brüderſchaftsmitglieder an; ſie machen Wallfahrten zu 12 bis 15 Meilen; ſie halten Roſenkranzprozeſſionen; ſie predigen eine ſchlech-

te

te Lehre; ſie machen den Pabſt zu dem, was er nicht iſt; ſie ſeufzen über die Toleranz und über die Vernunft in den kaiſerlichen Staaten — und mäſten ſich vom Fett des Volks, und zahlen die höchſten Steuern im Lande.

Ich hab es ſchon oben geſagt, daß ſolche ſchädliche landverderbliche Misbräuche nur von einer Weisheit geduldet werden können, die ſich bey der Dummheit und dem Aberglauben des Volks wohl befindet, ſo wie nur jener eine ſolche Weisheit loben kann, der nie ſchädliche Misbräuche ſah, oder ſie für das zu erkennen genöthiget iſt, wie ſie die gelobte Weisheit zu benutzen weiß. Gewiß, mein Herr, Sie ſchrieben eine von den leerſinnigen unmenſchlichen Schmeicheleyen, die nichts als ein Blatt Papier, und ein gefühlloses Herz brauchen, als Sie nebſt jener Weisheit auch die Menſchenkennerey lobten, welche Sie aus der Duldung erwieſen ſchädlicher Misbräuche hervorleuchten ſahen. Man kann, dünkt mich, Menſchenkenner ſeyn, ohne die Pflicht des Menſchenfreundes zu erfüllen. Man kann mit ein paar halbweg phyſiognomiſchen Augen den Kunſtgriff weg haben, wie man argloſe Menſchen durch ihre eignen Schwachheiten und Thorheiten zu ſeinen Abſichten modeln ſoll; man kann ohne Mühe einen Blinden in eine Grube ſtürzen, wenn der

Blin-

Blinde ſich überredet, er gehe auf einem ganz ebnen Wege. Aber ob man hiebey als Menſchenfreund handelt, da man als Menſchenkenner den Narren an ſeinem ſelbſt angelegten Seile herumführt, daß iſt eine andre Frage— oder es iſt vielmehr keine, denn eine ſehr alte Sittenregel ſagt recht ausdrücklich: was du nicht willſt, daß dir geſchehe, das thue du auch keinemandern; das heißt: ſo wie du nicht jedem einen Narren abgeben, und von ihm geplündert ſeyn willſt, ſo habe du auch den andern — Unterthan oder Fürſt — nicht für einen Narren, und plünder ihn nicht auf Koſten ſeiner Narrheit aus.

Sie werden mir alſo erlauben, die ganze geprieſene Weisheit und Menſchenkennerey, wovon bis jetzt die Rede war, ſo verdächtig zu finden, als ich die freundſchaftliche Sorge eines ſolchen verdächtig finden muß, der jemand am hellen Tage die Augen verbinden wollte, damit ihn die Sonne nicht blende. Erlauben Sie mir, Ihrem Könige dadurch meine Achtung zu bezeigen, daß ich mich überrede, dieſe Weisheit ſey nie die Seinige geweſen; er dulde die Mönche, weil er vielleicht noch nicht Gelegenheit hatte, oder ſuchte, ſie und ihre Wirkungen kennen zu lernen, weil er glaubt, die Mönche ſeyn blos ein pecus ſolvens, ohne ein pecus vorans zu ſeyn,

ſie

ſte und ihre Mißbräuche brächten dem Lande keinen Schaden, weil der Fiſkus ihren Nutzen fühlt *) und erlauben Sie mir auch zu muth-
maſ-

*) Ich kann nicht umhin, Ihnen hier als Gloſſe eine Bemerkung vorzulegen, die einer unſerer Schriftſteller ohnlängſt, meines Erachtens, ſehr richtig gemacht hat, und die meine ſo eben geſchriebene Vermuthung in ein ſehr helles Licht ſetzt. „Die Klöſter und Stifter in dem Lande jenes „Fürſten (des Königs von Preußen) ſind, wie „es das Land und die Stifter ſelbſt wiſſen, „entweder die noch beſtehenden wahren Schatz„quellen des Regenten, oder ſie ſind durch zu „vieles Schatzgraben bereits ſo erſchöpft, daß „ihre Aufhebung weiter nichts, als eine ſehr „drückende Laſt für das Land werden müßte. „Die Kontribution, von welcher eine gewiſſe „Kabinetsordre ſehr weislich Meldung macht, „werden von den dortigen Klöſtern mehr als über „die Hälfte ſtärker, als von dem übrigen Lande „eingefodert. Ferner giebt es dort faſt kei„ne vermögende Abtey, die nicht zum Beſten „des königlichen Fiſcus eine oder mehr Fabri„quen auf eigene Gefahr unterhalten müßte; „Die Benutzung der geiſtlichen Schätze macht „in jenen Ländern die vermögenden Klöſter alſo „nicht ſo gar überflüſſig, daß der Landesfürſt zu
„ihrer

maſſen, daß er vermuthlich nicht der letzte ſeyn wird, einmal bey der Wachparade zu befehlen, — wenn denn ſchon alles bey der Wachtparade befohlen ſeyn muß — Mönchswesen in ſeinen Ländern die Fehde anzukündigen, wenn er durch das Sumſen und Kreiſchen einer Lobredner aufmerkſam gemacht, ſich die Mühe nehmen dürfte, das Mönchswesen in eine ausgiebige Ueberlegung zu ziehen, und den Schaden des Landes gegen den Nutzen des Fiskus mit wahrer Regenten Uneigennützigkeit abzuwägen.

Die-

„ ihrer ferneren Beſtättigung ihnen nicht eine
„ gnädige Kabinetordre ausfertigen, und ſich noch
„ dafür auf Kanzeln loben, und durch Te Deum
„ Laudamus dafür danken laſſen ſollte. Erſt
„ im Jahre 1777 hat man zu Breßlau die
„ beyden ehedem reich dotirten Stifter der Prä-
„ monſtratenſer zum heiligen Vinzenz, und der
„ Kreuzherren mit dem rothen Stern zum heil.
„ Matthias in einen ſolchen Verfall ihrer Glücks-
„ umſtände kommen ſehen, und zwar hauptſäch-
„ lich, durch Fabriquengeſchäfte, daß der
„ König genöthiget wurde, ſie zu ſequeſtriren,
„ und ihre ganz verſchuldeten Güter in eigene
„ Verwaltung zu übernehmen.“ Sieh Sieh das
„ zweitemal: Was iſt der Staat? S.
„ 82. 83.

Dieſe Lobredner — es läuft da ſo viel ſervum pecus von Flachköpfen mit unter, daß Friedrichs groſſe Seele ſich bey ihren abgeſchmackten Wortdreſchereyen oft ſehr gekränkt fühlen muß. Ich führe Ihnen, der Verbrüderung wegen, einen Menſchen auf, der ſich ohnlängſt auch damit abgegeben hat, ſich durch einen elenden, hochtönenden Unſinn von Panegyrikus, den er zuerſt predigte, und dann, damit das Maaß voll würde, drucken ließ, an Ihrem groſſen König verſündigte, und bey allen vernünftigen Leuten, die etwa Notiz davon nahmen, proſtituirte.

Dieſer Menſch, von dem man mir vor zwey Jahren ſchrieb, er genieſſe und rühme ſich der beſondern Gnade Ihres Königs, die ihn auch aus eignem Antrieb nach einer vierjährigen Seelſorge zum Dechant gemacht haben ſoll, iſt wirklich der Dechant des Hultſchiner Kirchſprengels in Oberſchleſien, Herr Mathäus Wlokka, oder Wlocka. Er beſchäftigte ſich im verfloſſenen Jahre 1783. den 24ten Jäner damit, in der Pfarrkirche zu Leobſchütz, auch in Oberſchleſien) einen Schwall Hyperbeln und Galimathias als eine Volkspredigt zu deklamiren, die gegenwärtig das deutſche Publikum durch die Mühewaltung eines Buchdruckers in Neiß auf 39 Quartſeiten beliebig genießen kann.

Ich

Ich will mich nicht damit abgeben eine Reviſion dieſes erbärmlichen Schnickſchnacks vorzunehmen. Nur ſagen will ich, daß dieſer Herr Mathäus Wlokka ein Exjeſuit, und einer der gelehrtthuendſten Faſler iſt, die irgend das liebe Schleſien nähren mag. Zu Ihrer und manches Andern Beluſtigung muß ich blos einige Stellen daraus abſchreiben, denn die Sache ſcheint mir eine Rarität zu ſeyn, weil ich noch in keinem Katalog davon Meldung fand.

Der Titel iſt dieſer: „ Weisheit und „ Wohlthätigkeit, das glücklichſte Loos der „ Regenten An dem feſtlich gefeierten Ge„ burtstage Seiner königl. Majeſtät unſers „ allergnädigſten Herrn Friedrichs des II. „ des Groſſen in einer Rede abgehandlet.“

Er fängt gleich mit folgendem Nonſens an: „ Der glückliche Erfolg, an welchen „ ſich heiße Wünſche ſchloſſen, die wolluſt„ reiche Wirklichkeit, die vor unſeren, und der „ ganzen Welt Augen liegt, daß Lob und Eh„ re, Schmuck und Zierde unſern allergnädig„ ſten König und Herrn verherrlichen, beſtät„ tigen beyde die Wahl meines Textes, und „ rechtfertigen die Anwendung deſſelben auf den „ heutigen Tag, den ſchönſten den fröhlichſten, „ den nur ein Jahr unter der Menge ſeiner

„ Ta-

„ Tage haben kann, den frohen Geburtstag
„ Sr. Majeſtät unſers Königs. “

„ Die treue Unterthanen Davids voll Ver-
„ trauens, voll Wünſche, voll guter Hofnun-
„ gen, ſprachen ganz entzückt von ihrem Kö-
„ nige vor Gott: Herr, der König freuet ſich
„ in deiner Kraft, du überſchütteſt ihn mit
„ guten Segen, du ſetzeſt eine güldene Krone
„ auf ſein Haupt, du legeſt Lob und Schmuck
„ auf ihn. Eben dieſe Sprache muß heut die
„ unſrige ſeyn, da wir uns nicht in erwar-
„ teter Zukunft ſchmeicheln, ſondern in verflo-
„ ßener, und durch feſte Dauer mit der Ge-
„ genwärtigkeit immer fortrückenden Erfüllung
„ ſehen, daß ſich unſer beſter König in der
„ Kraft des Herrn erfreuet, in jener Kraft,
„ die ſich mit ſeiner menſchlichen verband, der-
„ ſelben aufhalf, und ſie nie ohne Unter-
„ ſtützung ließ, in jener Kraft, der er ſich ſo
„ meiſterhaft zu bedienen wuſte, um ewiges
„ Andenken erheiſchende Thaten zu vollbringen,
„ welche nicht nur ganz Europa mit Verwun-
„ derung erfüllt, ſondern auch alle übrige
„ Welttheile in Erſtaunen geſetzt haben; und
„ daher ſind ſein Lob, ſein Schmuck, und ſei-
„ ne groſſe Zierde, welche durch alle Theile
„ des Erdrunds mehr als die Brillanten der
„ größten Krone glänzen, die allgemeine ſtau-

„ nen-

„ nende Aufmerkſamkeit, mehr als der Po„ larſtern das Aug der Seefahrer an ſich „ ziehen, welche der Nachruhm ohne Verluſt zu „ allen Nationen trug, die ſüſſen Früchte ſei„ ner Weisheit, und ſeiner Wohlthätigkeit, „ der entſprechende Lohn ſeiner Regentenverdien„ ſte, von welchen der Ruf unter die Völker „ von Norden, bis Süd, Oſt, und Weſt ge„ drungen iſt. Wer bin ich, daß ich nicht „ ſchon verſtumme? ich geſtehe Ihnen aufrich„ tig meine in dieſem Falle gewis nicht un„ rühmlich Zaghaftigkeit, daß ich ganz ſchüch„ tern die redneriſche Bearbeitung eines ſo er„ habenen Gegenſtandes unternehme: ich ſtehe, „ ſie ſehen es ſelbſten, ich ſtehe vor einem gan„ zen Ocean, und da ſoll ich mich hinauswa„ gen? ich, der ich fühle, wie meine in die„ ſem Meere untergetauchte Seele von jeder „ Welle ſchon gedrückt iſt?“

Ich ſagte Ihnen, Sie ſollten das Anzuführende als eine Geiſtsbeluſtigung anſehen; aber Sie werden vermuthlich ſo gut als ich ein Brechmittel daran bekommen haben. — Doch hören Sie weiter.

„ Europa! denn ihr übrige aus der „ langen finſteren Nacht zur falben Däm„ merung emporſteigende Theile des Erdballs

„ dörfet euch keiner entſcheidenden Stimme
„ anfugen, Europa! du ſaheſt auf deinen
„ Thronen Monarchen, deren manche ganz
„ Helden, andere ganz Staatsmänner, jene
„ ganz Wohlthäter, dieſe ganz Beſchützer der
„ Künſte und der Muſen waren, worunter vie-
„ le in der Ruhe des Friedens durch Beförde-
„ rung des wechſelſeitigen Handels, und gute
„ innere Landesverfaſſung groß, viele in dem
„ Geräuſche des Krieges, durch Eroberungen
„ und Erweiterungen ihres Gebiets herrlich
„ geworden ſind, und ſtaunteſt ſie voll
„ Bewunderung an; aber alle dieſe große
„ Vorzüge, und weit mehr als ich aus Dürf-
„ tigkeit des Ausdruckes zu nennen weiß,
„ in einem einzigen Monarchen, wie in ei-
„ nem glücklichen Mittelpunkte zuſammen ge-
„ drängt, alle in der ſchönſten Verbindung,
„ ſaheſt du ſie, ſo wie an unſerem König
„ Friederich dem Groſſen? laſſen Sie meine
„ Freunde, die Sie mit der Geſchichte ver-
„ traut ſind, laſſen Sie die Regenten verfloſſe-
„ ner Jahrhunderte ihre Aufmerkſamkeit vor-
„ überziehen, faſſen Sie jeden hervorſtechenden
„ Charakter auf, ſtellen Sie mir ihn zur Ver-
„ gleichung her, und ich werde ihn für
„ meinen Satz gewinnen; ſelbſt du ganz in
„ Dunkel verborgene Zukunft, wird nicht die
„ Erinnerung, den groſſen Fridrich König

von

„ von Preußen unter den Regenten gehabt zu
„ haben, ſtets dein ſtolzer Vorzug bleiben?
„ es rümpfe dabey niemand häniſch ſeine
„ Naſe, es iſt nicht ein erhitzter Enthuſiasm,
„ der mir dieſe Sprache auf die Zunge legt,
„ ich rede aus Gründen.“

„ Themiſtokles hielte es für den höch-
„ ſten Gipfel menſchlicher Fähigkeit und
„ Weisheit einen Staat groß und halt-
„ bar zu machen, und dieſem Grundſatze
„ zufolge gründete ſich zu ſeinen Zeiten der
„ Ruhm dieſes groſſen Mannes weniger auf
„ ſeinen Marathoniſchen Sieg, und jenen bey
„ Salamis über die Perſer, und die Artemiſia
„ eine Königinn von Halikarnaß, und auf
„ die Befreyung des ganken Griechenlandes
„ von dieſen Feinden, als vielmehr auf die-
„ Wiederherſtellung von Athen, und auf die
„ Maasregeln, wodurch er den Grund zu der
„ Uibermacht legte, die ſeine Landsleute
„ über alle andere griechiſche Städte Sycion,
„ Lacedemon, Thebe, Kreta, und Macedonien
„ bekamen, und den kühnen Spartanern ſelbſt
„ ſchröckbar wurden.“

„ Die ganze Weisheit des Epaminon-
„ das beſtand darin, daß ſein Genie ſeinen

„ Landsleuten den Thebanern das größte Anſehen
„ zu geben mußte.

„ Die ganze Weisheit des Timoleon war
„ dieſe, daß er die Sirakuſaner, welche eine
„ Beute der Tyrannen waren, zu einem großen
„ und herrlichen Volk machte. Eben darinn
„ iſt die Weisheit unſers großen Königes zu
„ ſuchen; wer waren wir ehedem, oder viel=
„ mehr unſere Väter, die Aeſtier, Alanen,
„ Wenden, Quaden, Slezaken, Lygier, Sue=
„ wen, Semnonen, Gothen, Wandalen, Ry=
„ gier, Lemowyer? ein unbedeutendes, ſchwa=
„ ches, kleines Völkchen; zuweilen zwar auch
„ zahlreich, in den Cataſtropfen ihrer Tätigkeit
„ tapfer und herzhaft, aber immer zertrennt,
„ und deswegen auch immer ein Spielball
„ des Schickſals; wer ſind wir jetzt? wache
„ auf gerechter Stolz! fühlen ſie meine Freun=
„ de ihre Größe, welche auch die Nationen
„ fühlen, o daß ich mich darüber nach dem
„ ganzen Umfange dieſer Größe ausdrücken
„ könnte! Frideriche, Alberte, Joanneſſe,
„ Joachime, George, Sigismunde, Wilhel=
„ me, unſterbliche Vorweſer im Hauſe Bran=
„ denburg, lauter Ullyſſeſſe, Achileſſe, Ne=
„ ſtore, Hektore legten den erſten Grund
„ hiezu."

Bis hieher haben Sie Unſinn gehört. Ich muß Ihnen aber auch noch eine Probe von Bosheit vorlegen, denn dieſer Lobreder macht mit Ihnen darinn gemeine Sache, daß er hämiſche Ausfälle wagt, und gar, wo Sie nur ſchriben, ſeine Tücke predigt. Machen Sie ſich aber auf einen Period gefaßt, bey dem Sie wenigſtens zehnmal Athem holen müſſen, ehe Sie ihn zu Ende bringen. Der Lobredner preiſt ſeinen Helden S. 11 auf folgende Art:

„ Schon als Monarch der erſten Tagen
„ wußte er nach Grundſätzen der Staatßkunde
„ den Irrthum zu fliehen, aus welchem ſich ſo
„ viele mit der Weisheit zu drüſten berechtigen,
„ weil ſie alles nach ihrem Eigendünkel und ih-
„ rem Steifſinne umformen, umkehren, um-
„ drehen, die Stimmung ihres Temperaments
„ zur einzigen und allgemeinen Richtungsregel
„ feſt ſetzen, und nach einer gueberiſchen Einbil-
„ dung, als einem hiezu gewählten Compas,
„ jedem Dinge einen neuen Rang anweiſen,
„ und dann mit Selbſtgenügſamkeit darauf
„ ſchauen, als auf groſe für die Unvergeſſen-
„ heit verübte Thaten, weil ihnen erkaufte
„ Schmeichlerzungen den Beyfall ſprechen;
„ und die durch paniſche Furcht erzwungene
„ Stimmen nichts daran auszuſetzen und zu
„ tadeln, ſondern alles zu loben finden; ohne

„ dem geringſten Mißtrauen in ſolche wetter-
„ launiſche Urtheile halten ſie im erſten Hin-
„ blick Sternſchnuppen für wahre Geſtirne,
„ bereden ſich, daß ſie Himmel an zur Vollkom-
„ menheit klimmen, und ihre Höhe bereits er-
„ reichet haben; es iſt aber ein elender Eh-
„ rengipfel, der aus Sklavenſchädeln aufge-
„ thürmt iſt, und die ganze Welt iſt hierinn
„ eines und eben deſſelben Sinnes, die unbe-
„ fangene Welt ſieht alles in ſeiner Blöße,
„ und ohne den vorgehangenen Schleier, der
„ vor dem Geblendeten ſo manches bemän-
„ telt, und ſie ſieht, wie mißlich, und wie
„ leer es um die geträumte Größe ſtehe, welche
„ bey genauer Prüfung, wie ein Nebel, den
„ der Mittagsſtral verzehrt, verſchwindet, al-
„ les wird durch Contraſtrirung und Karrikatur
„ in ein heller Licht geſtellt, der Nimbus wird
„ wegfallen, der manchen groſſen glänzenden mit
„ Meteorendunſt umlog. Nicht die Verände-
„ rungsſucht, ſondern der Verbeſſerungsgeiſt iſt
„ das Kennzeichen einer groſſen Seele; ſo wenig
„ ſich Karl der fünfte durch ſein Interim, Zeno
„ durch ſein Henotikon Haraklius durch ſein Ekthe-
„ ſis, Conſtans durch ſeinen Tipus unſterblich ge-
„ macht haben, lauter Verordnungen, welche Ver-
„ wegenheit ausgefertiget, und die Anmaſſung
„ unterzeichnet hat, Verordnungen, welche der
„ Saame langwieriger Unordnungen und Zer-

rüt-

„ rüttungen waren, eben ſo wenig wird die
„ Welt, die ſich nicht immer täuſchen und
„ blenden läßt, die groſſen für weiſe halten,
„ welche mit ihrer Macht alles verwägen durch-
„ ſetzen, ohne Rückſicht wie gerecht, wie bil-
„ lig, und wie menſchenfreundlich es ſeye,
„ welche das Syſtem ihres Eigendünkels aus-
„ führen, ohne Achtung, daß tauſende zum
„ Opfer werden müſſen, und ohne Erinne-
„ rung, daß ſie dem ewigen, und ihrem eige-
„ nen Gewiſſen Rechenſchaft ſchuldig ſinn, und
„ daß ſie das Publikum ſelbſten nach allen Sei-
„ ten prüfe, und ſtreng beurtheile.“

Sie ſehen, wie glücklich dieſer Lobredner ſchon vor Ihnen Dinge beſeufzen und in ein ſchiefes Licht ſtellen konnte, von denen er eben ſo wenig Kenntniß haben muß, als Sie ſelbſt, Aber wahrhaftig, wir in Oeſterreich beneiden kein Land und keinen Monarchen um ſolche kahlplaudernde und unbeſonnene Volksſprecher, die ſich auf ihrem Dreyfuß ein ſo wichtiges Anſehen geben, als ob ſie wirklich was in der Welt zu reden hätten. Aber was ſage ich von Beneiden? Stolz und und froh müſſen wir über unſre; wenigſtens in dieſem Fache allgemein vernüftigere Geiſtliche und Prediger ſeyn, deren es ſich noch kein einziger einfallen ließ, auf

der Kanzel gegen Monarchen und politiſche Anſtalten fremder Gegenden zu ſprechen.

Doch vielleicht iſt dies auch eine von den unglücklichen Folgen, daß bey uns nicht mehr alles in statu quo iſt, wie es ehedem war, und vielleicht fordert das ſchleſiſche Eſſe in statu quo Lobredner, die ſich bemühen müſſen, das Volk den Himmel für eine Baßgeige anſehen zu machen. ꝛc.

Vierter Brief.

Sie haben geſehen, mein Herr, daß es nicht an Datis und Faktis fehlt, zu demjenigen, was bey uns ſo unglücklich reformirt seyn ſoll, aus Ihrer Nachbarſchaft Gegenbilder aufzuſtellen, die einen ziemlich merkwürdigen Kontraſt geben. Wär ich nicht ſo ſehr ein Freund der beliebten Kürze, und wär es nicht überhaupt ein unangenehmes Geſchäft, lauter odioſa ans Licht zu bringen, ich hätte Ihnen mit einem ſo dicken Bändchen ſchleſiſcher Sottiſen aufwarten können, als Ihre Briefe ſind. Ich begnüge mich aber an dieſem Schattenriſſe, in der Erwartung, welche

Wir-

Wirkung er wohl etwa thun möchte. Unſer und Ihr Pubblikum ſoll blos auf gewiſſe Dinge aufmerkſam werden, die es bisher ganz auſſer Acht zu laſſen ſchien. Es würde aber dieſe Dinge nicht erfahren haben, wenn die Aufklärung in Norden nicht einen ſo beſondern Gang gegen die Aufklärung in Süden zu nehmen gewohnt wäre, daß man ſich ſehr-ſchwer ohne Blutvergießen nothwehren kann.

Ich ziehe jetzt einen Vorhang über das Geſchehene und geſagte, und bitte mir Ihre Begleitung ferner auf der Straße der Berichtigung und Zurechtweiſung aus. Da es gleichgültig iſt, wo man in einem ſolchen Geſchäft anfängt, ſo darf man in Ihre Beſchuldigungen nur gerade wie in einen Glückshafen greifen; man zieht immer eine volle Hand heraus. — Alſo für dieſen Brief nur zwey Worte über Ihren fünften, ſechſten und ſiebenten.

Es iſt, dünkt mich, keine Schande, zu geſtehen, daß man in Oeſterreich nicht ſo groſſe Profeſſion von der politiſchen, ſtatiſtiſchen, militäriſchen, litterariſchen Omniſciätät macht, daß man über Alles reden, und in allen Fächern ſchief räſonniren könnte. Ich glaube, meine Landsleute verzeihen mirs, wenn ich eine Sache unberäſonnirt und unvertheidigt laſſe,

die meiſtens ganz auſſer dem Geſichtskreis meiner Beſchäftigungen liegt. Vielleicht iſt dieſer der nämliche Fall bey Ihnen; vermuthlich ſind Sie eben ſo wenig Kriegsgelehrter als ich; das haben Ihnen wenigſtens Leute, die ſolche Gelehrſamkeit bey uns ex officio treiben, ſehr offenherzig nachgeſagt. Indeſſen, Sie haben geſprochen, und wer ſpricht, will ſein Handwerk verſtanden haben.

Sehr wunderbar iſt es, daß ein Mann, der deſſen gar keinen Gewinn, gar nicht den geringſten redlichen und vernünftigen Endzweck haben kann, ſich ſo heißhungrig damit abgiebt, die öſterreichiſchen Kriegshelden eine biographiſche Revüe paſſiren zu laſſen; daß er die Todten aufweckt um die Lebendigen begraben zu können. Mich dünkt, jedes Urtheil eines Ausländers müſſe in ſolchen Fällen, es ſey noch ſo künſtlich in die Maske der Unpartheylichkeit eingehüllt, verdächtig und unrichtig ſcheinen. Der Ausländer kann bey Kriegsgeſchäften, denen die neue europäiſche Politik aus allen andern das geheimnißreichſte Siegel aufgedrückt hat, höchſtens nur das mit Grund beurtheilen, was er ſieht; er kann blos über die Wirkungen ſprechen; aber jede verdeckte Urſache, jede geheime Triebfeder wird und kann ihm ſehr ſchwer bekannt ſeyn. Hiezu kömmt noch, daß ſelbſt das

bündigſte

bündigſte Zurückſchlieſſen von der Wirkung an die Urſache äuſſerſt ſchief werden muß, wenn man erwägt, daß eben nicht jede angelegte Triebfeder ihre abgezielte Wirkung erreicht, daß Zufälle und augenblickliche Umſtände oft die richtigſten Entwürfe umſtoſſen, und Wirkungen des Ohngefährs, die gar keine beſtimmte Urſache haben, entſtehen.

Dieſe paar ſo leichte Schlüſſe ſcheinen Ihnen ganz entgangen zu ſeyn, als Sie Unſern theoretiſchen Laſcy, in der Paralelle mit dem Praktikus Daun ſo verſchwinden machten, wie ein Irrlicht vor der Morgenſonne. Ohne ein paar eben ſo leichte Unterſuchungen über die kriegeriſche Theorie ſelbſt zu wagen, ohne das Talent des denkenden und theoretiſchen Fabius — Preußen nennt ſeinen Heinrich ſo, und Rammler hat den Fabius-Heinrich an die Säule der Unſterblichkeit geſchrieben — zu prüfen, ohne den Aufwand von geſammelter Erfahrung eigenen Einſichten, Selbſtdenken, Anwenden ꝛc. zu berechnen, der in dem Kopfe des Theoretikers liegen muß — gnügt es Ihnen, über den Theoretiker die Achſel zu zücken, und hohnzulächeln: daß er kein Exerziermeiſter iſt.

Ein Wort im Vertrauen, mein Herr! Es iſt Ihnen ſo viel daran gelegen, einem jeden

das

das Seinige zu geben, keinen um einen Gran Verdienſt zu bringen. Sehr billig. Daun iſt alſo in jedem Betracht ein gröſserer Mann als Laſcy; Daun iſt Praktikus, Laſcy Theoretikus, und Ihrer Meinung nach, ein ſehr mittelmäſsiger: Friedrich iſt aber beydes, im Krieg und Frieden. Weit entfernt dies zu läugnen, will ich nur erzählen, was mir durch meine eignen, und fremde ſehr richtig ſehende Augen von den Wirkungen dieſes zweyfachen Talents bekannt iſt.

Seitdem durch die Weisheit aus Norden die ſtehenden groſsen Armeen eine Landplage geworden ſind, die zum Syſten der neuen beſten Welt gehören, ſo iſt auch der Probierſtein des theoretiſchen Kriegstalents in Kriegs- und Friedenszeiten der Zuſtand des Soldaten und des Landes geworden. Sie ſehen, daſs ich die Sache nicht ſo abſtrakt und ſcientifiſch betrachten mag wie Sie, ſondern daſs ich blos die Realität derſelben beherzige und des Redens werth finde,

Der preuſsiſche Soldat iſt in allem Betracht ein armes Geſchöpf, für das man zu wenig ſagt, wenn man es einen Sklaven nennt. Die ſehr geringe Löhnung, die kaum die nöthigſten

thigſten Lebensbedürfniſſe zu befriedigin hinreichen kann, muß dem guten Geſchöpf auch noch die Schatzquelle zu ſeinem Putzweſen, ſeiner Pomade, ſeinem Puder, ſeinem Wachs u. d. gl. ſeyn, denn der preußiſche Soldat muß ein ſehr netes Ausſehen haben. Der Offizier iſt deſſen unumſchränkter Deſpot, und die Subordination geht ſo weit, daß der gemeine Mann kein finſteres Geſicht gegen ſeinen Tyrann machen darf, wenn ihm wegen einer verfehlten Wendung die Kinnlade eingeſtoſſen, ein Auge ausgeſchlagen, oderein Bein in Stücke geprügelt wird. Ich habe mit meinen Augen ſolche Negerauftritte geſehen. — Jeder Laune des Offizters ſteht es frey, jeden Schein eines Vergehens, und wenn es auch nur dieſes wäre, daß der Soldat eine Locke mehr weiß gepudert hätte, als die andre, mit 25 oder mehr Stockſchlägen rügen zu laſſen. Jedem Staabsoffizier muß ins Gewehr geruffen werden, und wenn irgend eine der an allen Ecken der Stadt ausgeſtellten Wachen aus Augenſchwäche oder wie immer den dreyhundert Schritte entfernten Staabsoffizier nicht bemerkt, und das Signal ſchreyt, ſo hat der arme Teufel ſeine 25 baare richtig verdient. Wenn man die meiſten Staabsoffiziere von ihren gemeinen Leuten reden hört, ſo vernimmt man ſelten andre Ausdrücke, als: Hunde, Beſtien, Schwerenothkanaille ꝛc. —

Ich

Ich glaube, daß dieſes Ihnen nichts Neues ſeyn wird; Sie haben ja unter andern den General Lettow in Berlin, den ich einſt, als er noch Oberſter zu Frankeuſtein war, einem alten Grenadier mit eigner Hand ſechs Zähne in den Hals hineinprügeln ſah, weil dieſer den Kopf nicht ſo grade halten konnte, als der Herr Oberſte wollte.

Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen nur dieſen Namen genannt habe, Wollte ich mehrere nennen; ſo wär ich in die Nothwendigkeit geſetzt, alle zu nennen, und ich möchte meinen Landsleuten nicht gern Seufzer über die verwahrloſte Menſchheit abzwingen.

Dieß iſt in wenig Worten das Loos des preußiſchen Kriegsmannes mit 6 Kreuzer dortigen Geldes. So genießt er den wohlthätigen Einfluß der dortigen Friedenstheorie. Aber dafür giebt er auch bey Gelegenheit der Kriegspraxis thätige Beweiſe ſeines Wohlbehagens. Ich will Ihnen nicht ſagen, daß ich beym Anfange des letzten Feldzuges in verſchiedenen ſchleſiſchen Städten Augen- und Ohrenzeuge war entweder von den wüthenden Komplotten und Zuſammenſchwörungen gegen die friedlichen Tyrannen, oder von den lauten Ausbrüchen der Furcht und des Schreckens, welcher ganze Re-

gimenter befiel, als ſie Ernſt ſahen, gegen Joſephs junge ungeübte Krieger ausrücken zu müſſen. Nein, nicht ich will Ihnen dieſes ſagen; gehen Sie nach Breßlau, Neiß, Liegnitz, Schweidnitz, laſſen Sie ſich dort von redlichen und wahrheitredenden Leuten Nachricht geben, und Sie werden mit Recht, ſo wie ich dort, erſtaunen über die wunderbaren Wirkungen des Kriegsgeiſtes, der in dieſen neuern Zeiten über den größeren Theil der preußiſchen Armee gekommen ſeyn muß. Daß an meiner Relation wenigſtens etwas Wahres ſeyn muß, läßt ſich aus der unglaublichen Menge der Ueberläufer, aus den zuſammengerafften Rekrutentransporten, und aus dem ganzen ſchleſiſchen Elend ſchließen, indem es im Jahre 1779 bereits ſo weit gekommen war, daß manches Stück Acker wüſt liegen blieb, weil die nöthigſten Ackersleute die Muskete tragen mußten.

Aus jenem damaligen Elende läßt ſich nun von ſelbſt auf die Glückſeligkeit ſchließen, welche die belobte Friedenstheorie auch über das ganze Land verbreiten mag. Wenn die politiſchen Rechenmeiſter kein falſches Plus gemacht haben, ſo hat Schleſien 60000 Soldaten in ſeinen Gränzen. Man kann alſo ziemlich arithmetiſch ſchließen, daß, ſo wie man in Spanien und Portugall auf jeden Zehnten Mann einen

Pfaffen

Pfaffen rechnet, in Schleſien beyläufig der zehn=
te Mann entweder Soldat oder auch Pfaffe iſt
— weil alles in ſtatu quo iſt, und Schleſien
über hundert Klöſter hat, die ganze Volksmen=
ge aber kaum auf 1½ Million berechnet wird.
Nach dieſem Syſtem iſt im eigentlichen Sinne
faſt Niemans vor der Aushebung ſicher. Alle
Eltern ſehen ihre Kinder, ſo wie ſie zum Jüng=
lingsalter heranwachſen, mit Schmerzen an,
denn jede Stunde muß ſie in Furcht ſetzen,
daß ihnen ihre Kinder genommen werden. —
Selbſt das gerühmte Eſſe in ſtatu quo wird
durch die Rekrutirung aus ſeinem Gleichgewicht
gehoben, denn der Pfaffe muß dem Soldaten
dachſtehen; nur wer ein Krüpel oder nicht maaß=
recht iſt, darf in die Kutte kriechen. Es giebt
zwar Ausnahmen; aber ſie ſind ſelten, und es
gehören gute Fürſprecher dazu.

Ueberhaupt iſt das ganze militäriſche Be=
tragen gegen das Land eine Art Sultanität,
die an den chriſtlichen Sklavenhandel gränzt.
Wehe dem unglücklichen Jüngling, der ſich ei=
nem General mit der Bitte um ſeine Loslaſſung
vorſtellen läßt! Himmel und Erde möchte ſich
oft von den tollen Flüchen, die da über den
armen Jungen ausgetobt werden, bewegen; und
eine edle Seele müßte ſich gegen die tartariſche
Rohigkeit manches generaliſirten Kriegsknechts
mit

mit der Heftigkeit des menſchlichen Selbſtgefühls empören, wenn nicht, ſo zu ſagen Beil und Strang, und der verjährte Druck der ſeelentödtenden Knechtſchaft ſogleich die Zunge lähmte.

Kennen Sie mein Herr, den General Rothkirch in Neiß, dieſen erklärten Menſchenfeind, dieſen Gegenfüßler jedes edlen Menſchengefühls? Vor fünf Jahren ſchrieb mir ein niedergebeugter Vater, mein alter Freund, daß er ſeinen Sohn, einen ſtillen, jungen Menſchen von ſehr mittler Größe, dieſem Baſſa aufgeführt, und um ſeine Loslaſſung gebeten habe. Er traf grade die Gemahlinn des Generals im Vorzimmer, bat ſie um ihre Beyhilfe; die ſanfte Frau nahm den guten Jungen bey der Hand, ſtellte ihn ihrem Gemahl vor, und erbat ſich deſſen Loslaſſung, als einen Beweis ſeiner Liebe. — Sie werden ſagen, das war von der guten Frau ein wenig unklug. Das mag es ſeyn. Aber ſo war es von dem Manne unſinnig, die Frau mit der äußerſten Wuth aus dem Zimmer zu jagen — man ſagt zu prügeln — den Schwur zu thun: daß, wenn Gott Vater vom Himmel käme und bäte, er ihn davon jagen würde — und, ohne weiter zu fragen, dem jungen Menſchen den blauen Rock anziehen zu laſſen.

Dieſer einzige Zug, den ich mit hundert andern vermehren könnte, wenn ich nur zehn Namen nennen wollte, mag Ihnen zur Ueberraſchung wenigſtens genug ſeyn, und zu einem kleinen Maaßſtabe dienen, das Glück des Landes zu ſchätzen, welches mit einer ſolchen Militärtheorie geſegnet iſt. Nehmen ſie noch dazu, daß beym Ausbruch des letzten Kriegs wenigſtens 50 der fähigſten Köpfe aus den ſchleſiſch katholiſchen Schulen ausgehoben wurden, weil ſie das Maaß hatten — daß vielleicht hundert gutgewachſene junge Leute aus den Schulen nach Oeſterreich und Pohlen durchgiengen; daß man viele Eltern, weil ſie nicht im Stande waren, ihre Söhne wieder zu ſchaffen, in den Arreſt warf, und Haus und Hof in Beſchlag nahm — und ſagen Sie mir dann noch einmal, welchen wohlthätigen Einfluß das liebe Ländlein Schleſien z. B. von der gerühmten Friedens- und Kriegstheorie und Praxis genieſſe?

Ich habe Ihnen dieſes Wenige deßwegen erzählt, damit Sie jetzt einen bedächtlicheren Blick auf die Theorien Joſephs und Laſcys werfen können. Sie ſollen keine förmliche Parallele, keinen Gegenſatz zu dem Angezeigten hören; ich will ſie nicht von dem Zuſtande des öſterreichiſchen Soldaten und des Landes, in militäriſcher Hinſicht betrachtet, unterrichten; ich will

will nichts davon ſagen, wie in Oeſterreich der Soldat lebt, und wie das Land nicht ſeufzt — ſondern Sie ſelbſt mögen zu uns fragen und ſehen kommen, und mögen es der Welt ſagen, wie Josephs und Lascys bloſſe Theorie gegen die preußiſche Praxis zur Zeit des Friedens abſticht.

Und im Kriege — ich mag, ich will nicht das hämiſch-alberne Gewäſch berühren, das Sie über den bayriſchen Schattenkrieg machen. Ich müßte ein förmliches Journal des ganzen Vorgangs drucken laſſen, um rechtskräftig alle Ihre falſche Behauptungen zu rügen. Nicht nur der Dichter, der Zeuge der Wahrheit ſang dem deutſchen Vaterlande: — Joseph.

Harrte des dräuenden Königs
Der blauen Geſchwader. Er kam.
Da ſchwang ſich in fürſtlicher Seele
Von Joseph der edelſte Seufzer empor:
O König, am Ende der Tage
Wie würdig in Friede zu ruhn!
Noch zog er. Da ſchwang ſich ein Zweyter:
Ach! Schwerter von deutſchen gezücket auf mich!
Noch zog er. Da brach es dem Herrſcher
Vom Munde: nicht weiter! Er ſtand.

Er ſtand aber wohl nicht, weil er wollte, ſondern weil er mußte. Man weiß es freylich

bey uns, und hört es von Ihnen neuerdings, daß Preußen sich dafür angeſehen wiſſen wollte, als habe es blos das beſcheidne Abſehen im Schilde geführt: Oeſterreich in Zucht und Reſpekt zu erhalten. Es entſteht aber bey dieſer Pantalonade nur die Frage: ob ein ſolches Abſehen mit dem Vorhaben, im Trüben zu fiſchen, vereinigt werden könne? Verſchiedene Politiker haben es ſchon ſehr vereinbarlich gefunden. Sie haben bemerkt, daß der Einbruch in ein fremdes Land nicht die bloſſe Reſpekterhaltung zum Grunde haben könne, denn wer nicht perſönliche Feindſeligkeiten, perſönliche Abſichten im Schilde führt, bleibt innerhalb oder an den Gränzen ſeines Landes ſtehen, und wartet bis man ihn herausholt. Die preußiſche Armee kam ungebeten nach Böhmen, vermuthlich, weil ſie es bequemer fand, in einem fremden Lande zu plündern, als ſich mit eigner Münze zu bezahlen.

Die Prahlerey, als hätte man es aus Uebelbewuſtſeyn, aus Furcht u. d. gl. vermieden, von öſterreichiſcher Seite eine Feldſchlacht zu liefern, iſt ſo albern, daß ganz Europa darüber lachen muß. — Man kann freylich von ungeſchehenen Dingen nicht reden; ich wenigſtens will es nicht. Sie verſtehen dieſes Handwerk beſſer. Aber möchte doch nur jezt die ganze preußiſche Armee noch

einmal

einmal ſo ſtehen, wie ſie gegen Ende Auguſt 1778 ſtand, und möchte jene Schonung, mit welcher man die feindlichen Lager ſich zurückziehen, und in die Gebirge verkriechen ließ, zum feindlichen Ernſte werden — dann wollten wir ſehen, wie laut man jene Prahlerey noch wagen würde. Preußen, das ſich bey ſeinen Lobrednern ſo viele groſſe Heldenthaten bey dem ganzen quieſcirenden Kriegsrummel vorrühmen läßt, ſollte ſich doch in 6 Jahren noch erinnern, wie mühſelig ſeine Armee nach Hauſe kam, wie muthlos der gemeine Mann, und wie die Armee faſt um ein Drittheil kürzer geworden war.

Es iſt ſo weit auch gewiß keine Verkleinerung der unſterblichen, jedem braven Oeſterreicher unvergeßlichen Thereſia, wenn man ſagt, daß jene Schonung gegen die preußiſche Armee, jenes Vermeiden einer offenen Feldſchlacht ihr Werk war. Voll jener nachgiebigen Güte, die ſie zur beſten der Frauen ihres Jahrhunderts, aber auch ihre Gegner übermüthig gegen ſie machte, konnte ſie den für ſie ſchmerzlichen Gedanken nicht ertragen, auch ihr grauendes Haar am Rande des Grabes noch einmal mit dem vom Blute ihrer Kinder befeuchteten Lorbeer zu krönen; ſie war zu gefühlvoll, zu ſehr Mutter ihres Landes, um ſich in ihren alten Tagen den Vorwurf auch ſingen laſſen zu müſſen: O

Thereſia! wie würdig in Friede zu ruhn! Ihr Herz wußte ſich in jener Weisheit ſeliger, welche lieber verliehrt und Ruhe gewinnt, als in jener, die ungnügſam feindſelige Hände gegen das Glück der Länder ausſtreckt. Der Beweggründe hiezu gab es denn aber auch mancherley. Man wußte Wege zu finden, dem Herzen Thereſiens beyzukommen, ihre Güte zu benutzen, um ſich aus dem Gedränge zu ziehen. Die nachgiebigen und bekümmerten Negotiationen von der ſchleſiſchen Gränze her ſind kein Geheimniß. Man flüſterte ſichs ſchon im Jahre 1778 in die Ohren, und jetzt ſagt man es in ganz Deutſchland laut: daß das Suchen und Benutzen der Güte der **Mutter** in dem Grade thätiger wurde, als die Kriegspraxis des **Sohnes** gegen den Feind Ernſt macht. Preuſſiſche Offiziere, die keine Windbeutel waren, geſtanden ſelbſt ſehr offenherzig, daß der öſterreichiſche Angrif ihnen bey manchem kritiſchen Zeitpunkte eben nicht ſehr willkommen geweſen wär; und die Zeitgeſchichte erzählte ja allenthalben, daß, während der preußiſche gemeine Mann ſein Heil meiſtens in einer ängſtlichen Muthloſigkeit ſuchte, der Ungar und Oeſterreicher vor Unwillen knirſchte, daß er nicht zugreifen durfte.

Es wird alſo immer Wahrheit bleiben, daß Thereſia, zu ihrem verdienſtlichen Ruhme

ins

ins Mittel trat, und durch ihr Gebot die heftigeren Ausbrüche der kriegeriſchen Feindſeligkeiten hemmte. Sage wer da will, dies Geſtändniß ſey Verkleinerung der verklärten Monarchinn, ſo wird er immer etwas Ungereimtes ſagen. Es iſt über allen Glauben ſonderbar, daß man uns blind, partheyiſch und wohl gar zu Lügnern machen will, die ein Faktum läugnen ſollen, das alle Welt weiß. Wir haben Preußen nie zugemuthet, daß es von ſeinem Monarchen andere Thaten glauben und erzählen ſoll, als die es geſehen hat und weiß; wir fodern nicht, daß man dort die Thatſache: *Friedrich habe an die gütige Weisheit Thereſiens appellirt*, bezweyfeln ſoll; warum dringt man uns auf, die zweyte Thatſache: *Thereſia habe aus gütiger Weisheit eine Feldſchlacht verhindert*, nicht zu glauben?

Mehrere dieſen Thatſachen ähnliche würde man aber leicht anführen können, und wohl gar anführen müſſen, wenn man das Geſchäft auf ſich nähme, eine **geheime** Geſchichte aller preußiſchen Feldzüge gegen Oeſterreich zu ſchreiben. Da das Papier die glückliche Gabe hat, mit gleicher Geduld Lüge und Wahrheit anzunehmen, ſo hat man uns ſeit dem erſten preußiſchen Kriege ſo manche gedruckte Nachrichten vorerzählt, deren viele bis ans Ende der Tage

ge auf ihre Wahrheit und Beſtättigung warten werden.

Die Kriege, welche man auf dem Throne führt, ſind und waren jederzeit Wagſtücke, denen man, wenigſtens nicht mit Gewißheit, die glücklichſten Erfolge prophezeyhen konnte. Die geheimen Kanzleyen, aus welchen der General ſeine Ordre erhalten muß, ob er da angreifen, und dort ſtill ſtehen ſoll, gehören in die Zahl jener ſeltnen Meiſterſtücke, die nur dann ihre reelle Exiſtenz und Wirkſamkeit gewinnen möchten, wenn einmal durch den gefundenen Stein der Weiſen Wunderdinge auf Erden hervorgehen werden, von denen uns, bis jezt nur die bloße Möglichkeit einleuchtet.

So oft ich von ſolchen Kanzleyen reden höre, ſo fällt mir ein, was Götz von Berlichingen ſo richtig und treffend zu ſeinem Freund Sickingen ſagt. „ So kamen ſie mir „ auch einmal, wie ich dem Pfalzgraf zugeſagt „ hatte gegen Konrad Schotten zu dienen; „ da legt er mir einen Zettel aus der Kanzley „ vor, wie ich reiten und mich halten ſollt; „ da wurf ich den Räthen das Papier wieder „ dar, und ſagte: ich wüßt nicht darnach zu „ handeln; ich weiß nicht, was mir begegnen „ mag, das ſteht nicht im Zettel; ich muß die

„ Augen

„ Augen ſelbſt aufthun, und ſehn, was ich
„ zu ſchaffen hab. “

Grade ſo wird jener kommandirende General ſprechen, der gegen den Feind ziehen muß. Wer gebundene Hände hat, kann nicht ſagen, daß er frey iſt; und wer bey jedem vorkommenden wichtigen Unternehmen erſt fragen muß, ob er es wagen darf, iſt ein Sklave, der nicht nach ſeinen beſten Kenntniſſen, und nach der Lage der eingetretenen Umſtände handelt, ſondern wie eine Maſchine, die ihre Richtung ſo nimmt, wie der Wind aus dem Felleiſen des Kouriers bläſt. — Laſſen Sie uns aufrichtig einander die Wahrheit ſagen. Manches glückliche Ohngefähr, welches in den drey preußiſchen Kriegen Ihrem Friedrich in die Hände lief, und der Vorſprung zu größeren Unternehmungen war, würde nie vorhanden geweſen ſeyn, wenn nicht gebundene Hände ſolche Ohngefähre ſich ſelbſt öfters hätten müſſen entſchlüpfen laſſen.

Im letzten bayriſchen Feldzuge hat es ſolcher Ohngefähr wieder ſo viele gegeben, daß ſelbſt der gemeine Mann oft unmuthig wurde, wenn er ſo zuſehen mußte, daß ihm mancher Fang ſo nahe bey der Naſe vorüberflog, daß er nur hätte zugreifen dürfen. Glücklicherweiſe

halten aber doch dieſe Ohngefähre jene verderbliche Wirkung nicht mehr, wie ehedem. Die Gegenwart eines einzigen Mannes war im Stande die meiſten Endzwecke zu vereiteln, die man ohne ihn vermuthlich beſſer zu erreichen ſich geſchmeichelt haben würde. Ganz Europa ſo zu ſagen, erſtaunte, daß diesmal alles Fineſſenwerk ſo gar ſchlecht gelingen wollte; man fürchtete hie und da wegen gewohnten Erfahrungen, daß der Feind bey ſeiner ruhigen Stille wohl Pläne ausdenken könnte, deren Ausführung deſto nachdrücklicher ſeyn würde, als jedes Wetter, das lange im Hinterhalte kocht, immer mit größerer Gefahr auszubrechen pflegt. Allein wir haben faſt gar keine Ausführung irgend eines ſolchen Plans wahrgenommen; immer blieb es bey dem ſehr einfachen Plane des Stillſtehens, des Zurückweichens; keine wohlüberdachte Kriegsliſt wollte ſich aus den wohlverſchanzten Gebirgen hervorwagen; man ſchien zufrieden, wenn man nur unangegriffen, unaufgefodert zu Kriegsliſten bliebe

Der unbefangene Zuſchauer konnte hieraus ſehr natürlich den Schluß ziehen, daß gegen den Feind eine ſolche Vorſorge getroffen ſeyn mußte, die ihn nöthigte, ſich da ruhig zu halten, wo er war; die ihm alles Fineſſenwerk verbitterte, und alle Machinationen der Kriegs-

liſt

liſt vereitelte. Es iſt hier, wie Sie wohl denken werden, die Rede von größeren Vorfällen, aber von keinen Huſarenſcharmützeln.

Unter dieſen größeren Vorfällen verſtehe ich ſolche, wie ſie uns der Dichter, welchen ich oben ſchon anführte, als treuer Wahrheitszeuge erzählt hat.

Und ſing' ich, wie Friedrich verſuchte
Durch Berge dem tapferen Bruder zu nahn?
Und ſagten die flüchtigen Zeugen
Nicht lange den Gauen: Umſonſt!

Zwar ſtürzte — verſchweig es, Geſang! nicht —
Von Sachſen geleitet, ein Bergſtrom in Nacht,
Der tapfere Bruder des Helden
Die Fluren der Böhmen heran.

Doch wie ſich dem Schooße des Wetters,
Das ſchweigend unwirthliche Berge bedeckt,
Zur ſchrecklichen Reife gekochet
Der Flügel des Keiles entreißt,

So riß ſich aus Joſephs Verſuchten
Ein groſſer, gefürchteter Namen hervor.
Der Krieger hört: Laudon! und jauchzet:
Gelingen ha muß es mit ihm!

Gelungen! Der fürſtliche Gegner
Verſprach ſich den Winter in Böhmen umſonſt.
Er kehrte mit ſwächerem Heere
Vom nahenden Schützer gedrängt.

Es wird nicht nöthig ſeyn, über dieſe wenigen Strophen erſt einen erläuternden Kommentar zu ſchreiben, die Sachen ſind alle noch in zu friſchem Andenken.

Vielmehr muß man mit einigen Worten auf das Entſtehen des bayriſchen Zwiſts zurück denken; man muß fragen, ob denn die Abſichten, welche dieſen Zwiſt eigentlich veranlaßten, wirklich ſo edel waren, als man uns gern überreden möchte? Die Schiedsrichtermine ſah ein wenig zu verdächtig aus; denn überhaupt ſoll kein Schiedsrichter mit ſeiner Fauſt zuerſt zugreifen. Es war in der That ein ſehr kennba-

rer

rer Zug von Nimmerruhe, daß Preußens Friedrich im Jahre 1778 mit gewaffneter Hand Unterhandlungen zu ſtöhren, und ungiltig zu machen ſuchte, die am Schluß des Jahrs 1777 friedlich und verträglich entſchieden worden waren. Das Feuer der Zwietracht mußte in die Traktaten des Friedens geblaſen werden, und Preußen mußte ſeine Soldaten, die ſeit 1763 müßig gelegen hatten, wieder einmal in dem Lande des angefeindeten Nachbars exerciren.

Man hat ſchon ſo oft über die preußiſche Maxime: Ueberall die Hand mit im Spiele zu haben, die Achſel gezuckt; man hat dieſe Maxime ſo oft befolgt geſehen, ohne daß wahre Ehre dabey zu verdienen war. Die bayriſche Mediation ſcheint mit allem Recht unter dieſe Rubrik zu gehören.

Die neuern europäiſchen Statsangelegenheiten ſehen in Hinſicht auf preußiſche Theilnehmung nicht viel beſſer aus. Die Danziger Angelegenheiten machen viele Politiker ſehr ſtutzen. Jene zu Konſtantinopel werfen auch ſo ein Licht auf die nordiſchen Schiedsrichterabſichten, daß man ſich wirklich wundern muß, wie unſre immer ſo ſehr geſprächigen Zeitungsſchreiber darüber noch nicht recht mit der Sprache heraus wollen. Doch die alles aufklärende Zeit wird ſchon auch

hier

hier ihre Dienſte thun, und vielleicht erfahren wir gelegenheitlich manche Begebenheit, die dem deutſchen Jeſuitismus Ehre macht.

Ich werde weiter unten die Ehre haben, über Jeſuiten und Jeſuitismus einige flüchtige Anmerkungen zu machen. Hier will ich, da mir dieſer Name wie von ohngefähr in die Feder kömmt, blos ſo viel ſagen: daß Preußen immer ſehr wohl daran thut, dem Jeſuitismus ein gnädiges Auge zu gönnen. Wer weiß, ob man im letzten Schattenkriege mit einer ſo heilen Haut heimgezogen wäre, wenn nicht der jederzeit ſo friedſelige Jeſuitiſmus das Seinige beygetragen hätte, dem Blutvergieſſen gleich anfänglich den ſicherſten Einhalt zu thun. Die Friedſeligkeit dieſes Jeſuitiſmus iſt ja bekanntermaſſen ſo groß, daß er es ſich öfters manchen theuren Geldtransport koſten läßt, um die Verzweiſſelnden abzuhalten, daß ſie nicht, aus Hunger, über ihre Feinde herfallen, und in ihrer Verzweiflung deren Fleiſch und Blut aufzehren. Er ſpionirt lieber voll chriſtlicher Liebe bey Freund und Feind herum, damit er ja nur die wahren Abſichten inne werde, um aus Dankbarkeit für Schutz, ſeinem Freunde die ſchuldige Nachricht davon geben zu können; denn auch er hat gern überall die Hand im Spiele; denn auch er ſchiedsrichtert gern, bläſt gern kleine Funken zu groſſen Flammen an,

und kann nie ruhig ſitzen, wenn ein paar andre vor ſeinem Angeſicht ſich balgen.

Doch, ſage ich mit Lenz, dies ſind ſo Gedanken neben dem Todtenkopf auf der Tollette des Denkers.

Und ſo eben beſinne ich mich, daß ich nur zwey Worte ſagen wollte. Glück genug, daß ich mir nur nicht die Mine des Schlachtenentſcheiders, des Theorienrichters, des Parallelenziehers gegeben, daß ich keine Apologie geſchrieben habe, denn ich bleibe dem Grundſatze treu, den ich im erſten Briefe geäußert habe. Und noch glaub' ich: was Sie immer von Laſcy und andern lebenden öſterreichiſchen Helden geſagt haben, wird Oeſterreich nicht ſo undankbar und nicht ſo ſtumpf machen, das viele Gute nicht zu fühlen, das dieſe groſſe Patrioten ihm gethan haben und noch thun. Hat Friedel Ungereimtheiten geſchrieben, und haben ſie Ungereimtheiten benutzt, um anzüglicher Tücken, und etwa gar eines gewiſſen eiferſüchtelnden Hohnneckens los zu werden; ſo bin ich weit entfernt, dabey meine Feder in Gefahr einer Theilnehmung an abſurdis zu ſetzen.

Man hätte mehr als einen augäiſchen Stall zu reinigen, wenn man Ihr ganzes Kriegsreſonnement durchſichten wollte. An geheimen Notizen

tizen hat es ihnen nicht gefehlt; es ſcheint bisweilen, Sie wären grade dabey geſtanden, wenn mancher preußiſche Kriegsheld eine bemerkenswürdige Bravour machte. Aber das hindert nicht, daß ſie nicht Unwahrheiten hätten ſchreiben können, preußiſche und öſterreichiſche Unwahrheiten.

Ich wiederholle es noch einmal: Mein Geſchäft iſt es nicht kriegsgelehrte Diſputationen zu halten. Ich ſtand nirgend dabey, wenn ein öſterreichiſcher Kriegsheld eine Bravour machte; auch habe ich mich von jeher zu wenig um Notizen dieſer Art beworben. Vox populi, vox Dei, iſt hiebey faſt immer mein Wahlſpruch, und wo der allgemeine Ruf entſchieden hat, da trette ich bey; die Erläuterungen, Berichtigungen u. d. gl. überlaſſe ich jenen, die das Handwerk ex officio verſtehen müſſen.

Fünfter Brief.

Es iſt eine alte Sage, daß ein ſchlechter Vertheidiger ſchädlicher ſey, als ein offenbarer Ehrabſchneider. Sie mein Herr haben dieß durch Ihre Apologie für den Kardinal-Erzbiſchof Migazzi beſtättigt. Der Sonnderbarkeit wegen muß ich Ihre eigenen Worte noch einmal drucken laſſen.

„ Hätte man, ſchreiben Sie im 12ten Brief, den Plan der Reformation mit und durch ihn ausgeführt, ſo würde er wahrſcheinlich kein Gegner, ſondern vielmehr Beförderer der guten Sache, und in der Qualität eines Erzbiſchofes das beßte Werkzeug dazu geweſen ſeyn. Itzt ward er hindangeſetzt, und mit Machtſprüchen behandelt. Wer kennt die Menſchen nicht? Sie werden oft in dem Augenblicke, als ſie glauben, daß man ihre Rechte und Anſehen verletzt, die ſtärkſten Widerſacher in Dingen, die ſie unter andern Umſtänden mit dem größten Eifer würden betrieben haben: man nehme eine andere Wendung — und man macht alles aus ihnen. „

Welches Bild eines Biſchofs haben Sie uns da aufgeſtellt! Sie müſſen Ihren Paulus ſehr obenhin geleſen haben, und das Tridentiniſche Concilium gar nicht kennen, denn ſonſt könnten Sie einen katholiſchen Biſchof ohnmöglich ſo erniedrigen, daß Sie ihm zum Wolf im Schafskleide machten, wo Sie ihn als einen getreuen Hirten ſchildern ſollten. Sie haben die Sache ein wenig zu ſehr von der philoſophiſchen Seite betrachtet. Man geſteht gern, daß Ihre Bemerkung Ihrer Pſychologie Ehre macht, daß Sie Menſchenkenner ſind, und auch ziemlich gegründete Nachrichten haben mögen. Aber Sie haben vergeſſen, daß man bey der Religion nicht ſo philoſophiſch zu Werke gehen darf. Unſre geiſtliche Herren haben ſelbſt ſeit unfürdenklichen Zeiten eine Art Dogma feſtgeſetzt, nach welchem man nie mit ihnen über Religion philoſophiren darf. Man ſoll ſie, ihrer eigenen Forderung gemäß, nie als **Menſchen** betrachten, wenn man von ihnen als **Religionsdienern** ſpricht.

Sie mein Herr, der dieſes Dogma weder zu wiſſen, noch zu glauben braucht, konnten den Religionsdiener und den Biſchof vergeſſen, und blos den **Menſchen** ſehen. Sie konnten

das

das Amt des Biſchofs mit den Temperaments-ſchwachheiten des Menſchen zuſammenſchmelzen, und dieſe Temperamensſchwachheiten, wenn nicht loben, wenigſtens entſchuldigen, daß ſie der Pflichterfüllung des Biſchofs das Ziel abgelauffen hatten. Wir aber, die wir von einem Biſchof ein wenig andere Begriffe haben müſſen, dürfen uns ohnmöglich dazu verſtehen, mit Ihnen hierinfalls gleiches Sinnes zu ſeyn. Wir müſſen jene Temperamentsſchwachheiten von den biſchöflichen Pflichten trennen und unterſcheiden. Wir müſſen den Biſchof als einen Mann erkennen, und von ihm fodern, daß er, wenn es auf die Erfüllung ſeiner Amtspflichten ankommt, ſtets nach geprüften Grundſätzen der Wahrheit handle. Es wär eine Art geiſtlichen Hochverraths, wenn ein Katholik ſich unterſtünde, einem Biſchof, der deſſen nicht ſchuldig wär, nachzuſagen: er habe aus Stolz oder Privatabſichten, weil man ihn nicht um Rath fragte, und ohne ihn allerley Aenderungen machte, das Gute, welches er erkannte, hintertrieben und verhindert. Und eben ſo müßte derjenige, welcher eine ſolche gegründete Beſchuldigung als Rechtfertigung eines pflichtwidrigen Betragens zur Notiz des ganzen Publikums ſchriebe, als

ein gefährlicher Schmeichler und heilloſer Vertheidiger anzuſehen ſeyn.

Doch ohne weitere Unterſuchungen anzuſtellen, wie, und warum dann gerade ſo Sie den Kardinal **Migazzi** vertheidigen und entſchuldigen wollten, müſſe Ihnen genug ſeyn, wenn man zugeſteht daß Sie mit ihrer Behauptung ziemlich Recht haben. Sie ſprachen als einer, dem es auch hierinn an Nachrichtgebern nicht gemangelt hat, wenn Sie erzählten: Migazzi habe darum dem neuen Religionsplan ſich widerſetzt, weil man ihm zuvor nicht um Rath gefragt hatte. Nur hätten Ihnen aber die Nachrichtgeber noch bedeuten ſollen, daß dieſe nicht die einzige Urſache geweſen ſey: man hätte ihm melden ſollen, daß die Sage grundfalſch ſey, als wär **Migazzi** gar nicht um ſeinen Rath befragt worden. Wohl iſt er befragt worden, und ſo lange, bis man eines Mannes überdrüſſig werden mußte, der auf die Fragen die man ihm vorlegte, ohngefähr ſo antwortete, wie ein frommer Kapuzinerbruder.

Gelacht haben wir bey uns und nur gelacht über die poſſirlichen Geſichter, die man an der Spree ſchneidet, wenn man ſich darauf ver-

ſitzt

ſitzt, alles beſſer zu wiſſen, als andre Leute, die mit eignen Augen ſehen; Dinge zu vertheidigen die nicht zu vertheidigen ſind; Weihrauch zu opfern, wo nur Mönche und Jeſuiten räuchern können. Gern hätt' ich Ihr Geſicht ſehen mögen, als Sie uns die Lehre gaben: wir ſollten Migazzi, weil er graue Haare hat, machen laſſen, was er will.

Die Bemerkung wegen den grauen Haaren ſoll Ihnen Ernſt geweſen ſeyn, denn auch uns iſt ſie es. Wir ſehen den Greis an der Grube ſtehen, und widmen ihm alle jene Ehrfurcht, die das Alter verdient und zu fodern berechtigt iſt. Aber warum iſt doch dieſes Alter nicht auch ſo weiſe, um ſich jene Ehrfurcht mit zu verdienen, welche der Weisheit gebührt? Oft genug haben gutdenkende Patrioten es bedauert, daß der Greis Migazzi auf einem Schauplatz mitfechten will, wo man Kräfte, Thätigkeit, und mehr als geſchworne transalpiniſche Theologie braucht. Warum tritt der Greis am Abend ſeiner Tage nicht aus einem Geſchäft zurück, daß ihm ſo viele ſelbſt verdiente Unruhe, Kränkungen und Unannehmlichkeiten zuzieht? Warum läßt er ſich von ſchwachköpfigen Leuten aus einem Labyrinth ins andere führen? und warum muß

 die

die römiſche Hofparthey ſo ſehr Meiſter über ſein ganzes Denken und Handeln ſey, daß er, ihr zu fröhnen, ſeinem eigenen rechtmäßigen Monarchen trozt?

Glauben Sie mein Herr, wenn der Kardinal Migazzi auf ſeine alten Tage Ruhe finden will, ſo bleibt ihm nur Eines übrig. Seine Grundſätze ſind ſo beſchaffen, daß ſie mit der heutigen Art zu denken geradezu im Widerſpruche ſtehen, und er ſelbſt iſt zu alt, um andere Grundſätze anzunehmen, oder annehmen zu wollen.

Ein Unbekannter hat einige Bogen in Deutſchland ausſtreuen laſſen, worinn diese Grundſätze concentrirt ſind. Wenn dieſe Bogen ihrer zu anzüglichen und hämiſchen Einkleidung wegen nicht verdienten unbekannt zu bleiben, ſo würde ich mein theures Exemplar hier gern in extenſo mittheilen. Einiges indeſſen will ich doch anführen, und nur die zu ſtarken Ausdrücke mildern.

Die zuſammengedrängten Grundſätze ſind folgende:

„ Die Kirche iſt nicht im Staat, ſondern
„ der Staat iſt in der Kirche.

„ Der Gehorſam gegen den rechtmäſſi-
„ gen Landesfürſten iſt das Accidens von
„ dem abſoluten Gehorſam gegen den Pabſt.

„ Das Anſehen der Kirche muß mit dem
„ Anſehen des Pabſts immer verwechſelt
„ werden.

„ Ein Biſchof darf nichts anders, als
„ ein Sprachrohr des Pabſts ſeyn; er muß
„ ſeine eigenen Rechte an dem Stuhl Pe-
„ tri ex voto aufhängen, und jene, die er
„ ausübt, als bloße päbſtliche Lehen be-
„ trachten.

„ Ein Prieſter muß jede ihn betreffen-
„ de Privatſache zur Sache Gottes und
„ der Kirche machen.

„ Das Volk darf nicht gehorchen, wenn
„ eine Anſtalt wider den Eigennutz der
„ Prieſter gemacht wird, denn es ſteht
„ geſchrieben: du ſollſt Gott mehr gehor-
„ chen als den Menſchen.

„ Man muß ſich allen Verordnungen
„ widerſetzen, die nicht nach dem Buch-
„ ſtaben der Dekretalien, der Bulle Cæna
„ Domini, Unigenitus, und des römiſchen
„ Kurialismus gemacht ſind.

„ Ein

„ Ein Prieſter iſt ein unberührba„ res Gefäs, dem kein Laye Unwiſſen„ heit und Strafbarkeit zur Schuld „ rechnen darf.

„ Es iſt unter der Ehre und Wür„ de eines Erzbiſchofs, ſeine in Zweifeln „ verſunkene, ihn um Belehrung bit„ tende Gemeine in einem Hirtenbrief „ zu belehren.

„ Nach Wahrheit forſchende „ Mäñer müſſen von unwiſſenden und „ abergläubiſchen Prieſtern — belehrt „ und mishandelt werden.

„ Vernünftige Aufklärung verbrei„ ten iſt Freygeiſterey.

„ Misbräuche wenn ſie die Verjäh„ rung und das Placet des römiſchen „ Hofes auf ihre Seite haben, können „ ohne Gottloſigkeit nicht abgeſtellt „ werden.

„ Ehrenrührerische und unwiſſen„ de Prediger und Lehrer müſſen be„ lohnt, aufgemuntert, zu Aemtern „ befördert; geſchickte und redliche „ aber verfolgt, beſtraft, und von Aem„ tern abgeſetzt werden.

„ Jungen Geiſtlichen muß durch „ Tyranniſirung, Grillen und Strafen

„ der Weg zur Aufklärung verſperrt,
„ und ihre Vernunft in die Sklaverey
„ der römiſchen Hoftheologie überant-
„ wortet werden.

„ Verdiente und rechtſchaffene Prie-
„ ſter, die einem Fleury mehr glauben,
„ als einem Zaccaria, muß man von
„ dem Gipfel ſeiner Würde herab alle
„ mögliche Demüthigung und Verach-
„ tung fühlen laſſen.

„ Zum proteſtantiſchen Gottesdienſt
„ einen katholiſchen Betſchemel leihen,
„ iſt nichts weniger, als ein Sacrilegium.

„ Wer einmal das Herz hatte, für
„ die Wahrheit und Gerechtigkeit mit
„ Muth zu reden, muß bis ans jüngſte
„ Gericht gehaßt werden.

„ Es iſt ein Verbrechen wider Gott
„ und die Kirche, unwiſſende und
„ dumme Prediger an die Pflichten
„ ihres Amts zu erinnern.

„ In einem Kloſterhabit predigen
„ iſt kraftvoller und auferbaulicher, als
„ in der vorgeſchriebenen Kirchenklei-
„ dung.

„ Exmönche ihrer Kloſtergelübde
„ entlaſſen, heißt, ſich eines Gottes-
„ raubs ſchuldig machen.

„ Die Preßfreyheit iſt ein Kind der
„ Finſterniß, und eine Vorläufferin des
„ Antichriſts.

Alle dieſe Grundſätze beruhen theils auf perſönlichen Faktis; theils ſind ſie Reſultate desjenigen, was jene, die ſich einer ausdrücklichen erzbiſchöflichen Sendung öffentlich rühmen, in Wien entweder geſchrieben oder gepredigt haben. Die Folgen, welche der Verfaſſer der erwähnten Bogen, die eigentlich in der Form eines Sendſchreibens bearbeitet ſind, hieraus zieht, ſind eben ſo auffallend, als natürlich.

„ Gewiß und wahrhaftig, ſchreibt er, es
„ iſt einmal für allemal Euer Eminenz unmög-
„ lich, von Dero Grundſätzen abzuweichen;
„ unmöglich iſt es, dem transalpiniſchen Sy-
„ ſtem zu entſagen; unmöglich, zu der Fahne
„ der Wahrheit und Aufklärung überzutretten;
„ unmöglich, dasjenige, was Dieſelben bis-
„ her misbilligten, jetzt zu billigen; unmög-
„ lich, der Wahrheit und dem Irrthum, der
„ Finſterniß und dem Licht, der Vernunft und
„ dem Vorurtheil, der reinern Lehre und dem
„ Schulgezänk, dem Evangelium und den De-
„ kretalien auf einmal genug zu thun; unmög-
„ lich

„ lich, die Pabſtmacht und die Landesfürſtli-
„ che Macht, einander widerſtrebend, zugleich
„ feſtzuſetzen, unmöglich, die Unwiſſenden zu
„ belehren, ohne die Denkenden zu ärgern; un-
„ möglich, gelehrte und rechtſchaffene Prieſter
„ als Dero Rathgeber zu beſtellen und zu ſchä-
„ tzen, ohne unwiſſenden Günſtlingen und Oh-
„ renbläſern den Abſchied zu geben; unmög-
„ lich endlich einen Hirtenbrief herauszugeben,
„ welcher zugleich mit Dero Grundſätzen die
„ Grundſätze der Wahrheit und ächten Religi-
„ onslehre zu vereinbaren vermögend wär."

„ Jenes Wunder von einem Sophiſten ſoll
„ noch gebohren werden, welches Euer Emi-
„ nenz mit Ehren aus einer ſo ſchröcklichen
„ Verlegenheit, worinn ſich dieſelben wirklich
„ befinden, heraus zu ziehen im Stande wär.
„ Selbſt der Witz eines Scotus und Bellar-
„ min müßte an dieſem Unternehmen verzwei-
„ feln, ſo wie der Witz Dero Chor- und
„ Curmeiſters Faſt ſchon längſt zu verzweifeln
„ geſchienen hat."

„ Hiezu, fährt er fort, kömmt noch der
„ bedenkliche Umſtand, daß Euer Eminenz das
„ Zutrauen und die Liebe aller rechtſchaffenen

„ und einſichtsvollen Geiſtlichen Dero Diözes
„ verlohren zu haben ſcheinen. Es herrſcht
„ ein Schrecken und eine Furcht unter ihnen
„ daß ſie bey Nennung Euer Eminenz Namen
„ entweder zittern oder unwillig werden. Sie
„ klagen ziemlich laut über eine gewiſſe Art
„ Deſpotiſmus, wodurch Euer Eminenz ſie
„ zwingen, wider ihre beſten Grundſätze zu
„ handeln, und dasjenige, was ſie für Weiß
„ erkannt haben, aus Furcht, ſich dem Haß
„ und der Verfolgung Euer Eminenz auszu-
„ ſetzen, für Schwarz auszugeben. Sie kla-
„ gen nicht mit Unrecht über die demüthigen-
„ de Behandlung, welche Euer Eminenz ihnen
„ meiſtentheils angedeihen laſſen, indem Die-
„ ſelben die meiſten Prieſter, ſelbſt Pfarrer
„ und Dechante nicht ausgenommen, die nicht
„ ſo denken wie Euer Eminenz, nach Bedien-
„ tenart ins Vorzimmer verweiſen, und im
„ Geſpräch mit einen unapoſtoliſchen Er an-
„ reden. Sie ſagen nicht ohne Grund, Euer
„ Eminenz hätten die einzige Schuld, daß das
„ Volk noch immer in tiefer Unwiſſenhiet ſteckt,
„ weil dieſelben Dero Prieſtern nicht geſtat-
„ ten wollen, vernünftig und aufgeklärt zu
„ ſeyn. Sie ruffen ſogar mit der recht-
„ mäßigen Befugniß um Gerechtigkeit, wenn

„ ſie

„ ſie ſehen, daß Euer Eminenz manche aus „ ihnen öffentlich durch Verweiſe ſtrafen, weil „ ſie einer geſündern Lehre zugethan ſind, als „ Euer Eminenz und Dero Kurialiſten. Sie „ vermiſſen bei Euer Eminenz jenes Betragen „ beinahe ganz welches der Trientiniſche Kir= „ chenrath in der 13 Sitzung im Dekret von „ der Reformation K. 1. den Biſchöfen in „ Anſehung ihrer Mitprieſter anbefiehlt, denn „ dort heißt es: die Biſchöfe ſollen Hirten „ aber keine Zuchtmeiſter ſeyn (paſtores „ non peccuſſores) ſie ſollen ihre Mitprie„ ſter als Söhne und Brüder (tanquam „ Filios & Fratres) lieben, ſie ſollen „ ſelbſt die Strafbaren mit Geduld, Gü„ te und Sanftmuth behandeln, und im= „ mer von Härte und Ungeſtümm entfernt „ bleiben. „

Die Endfolge des Ganzen läuft auf folgende Aeußerung hinaus: Ob es nicht am weiſeſten gehandelt wär, wenn Kardinal Migazzi ſich aus dem allenthalben um ihn her tobenden Wetter zu retten ſuchte, ſeine Ruhe in einer ſo gefährlichen Kriſis nicht weiter aufs Spiel ſetzte, und nach Rom zum heiligen Vater wallfahrtete, deſſen Pflicht es ſeyn müßte,

ei-

einen ſo ſtandhaften Kämpfer für die römiſchen Rechte oder Nichtrechte, nach Verdienſt zu belohnen.

Ich überhebe mich der Mühe, zu unterſuchen, wie redlich oder höhniſch der Verfaſſer jener Bogen dieſen Rath gegeben habe. So wie ich die Sache betrachte, und wie alle Umſtände ſie jeden denkenden und beobachtenden Oeſterreicher betrachten laſſen, iſt dieſer Rath einiger Beherzigungen werth. Ich erſuche Sie mein Herr, auch einige Beherzigungen hierüber anzuſtellen, bis ich Ihnen im künftigen Briefe noch eine Nachleſe zu dem nämlichen Gegenſtande geben kann. ꝛc.

Sechſter Brief.

Sie haben meine Gegenanmerkungen über den Beweggrund gehört, welchen Sie von dem ſonderbaren Betragen des Kardinal Migazzi bey der neuen Reformation und allen Landesfürſtlichen Verfügungen in Kirchenſachen angegeben haben. Es iſt Ihnen ſo gut als bewieſen, daß dieſer angegebene Beweggrund nur höchſtens dem

klein=

kleinſten Theile nach, vorhanden ſeyn konnte. Ich ſehe es jeʒt aber für Pflicht an, Ihnen in dieſer Sache noch mit einigen andern Erläuterungen an die Hand zu gehen, welche allerdings geſchickt ſeyn werden, Ihre ſchiefe Perſpektive, in welcher Sie das Betragen des Kardinal Migazzi zu ſehen ſich vorgenommen haben, ein wenig mehr gerade zu rücken.

Thatſachen ſprächen in ſolchen Fällen ungleich beſtimmter und unbezweifelter, als bloſſe Räſonnements. Wenn man in Berlin oder in den jeſuitiſchen Synagogen die Kunſt verſteht, durch kühne Machtſprüche und willkührliche Konjekturen den leichtgläubigen Hauffen zu täuſchen und ihm Staub in die Augen zu werfen, ſo hat man hier zu Lande den Grundſaʒ angenommen, nicht viel oberflächlich zu reden, ſondern ganz kurz durch Fakta zu beweiſen.

Um ſich das gegenwärtige Betragen des Kardinal Migazzi aus beſſeren Quellen, als aus ſeinem bloßen Stolz und ſeiner Rechthaberey, wie Sie, zu erklären, muß man in die Vorzeit zurück gehen; dort muß man die Spuren aufſuchen, auf welchen das heutige Betragen beruhen könnte; dort muß man ſich umſehen, wie

die

die damalige Denkungsart beſchaffen war, welche Schritte man dort wagte, welches Intereſſe man dort vertheidigte, welche Abſichten man dort verrieth, welche Grundſätze man dort hegte, in welchem Tone man dort ſprach.

Ich würde anſtatt einen Brief zu ſchreiben, einen ganzen Codex von Actis Miggazianis machen müſſen, wenn ich Ihnen alle eigenhändige ſchriftliche Denkſtücke der Migazzianiſchen Denkungsart, welche ich in Händen habe, mittheilen wollte. Es mag indeſſen an einigen genug ſeyn, bis ſich vielleicht einmal jemand findet, der es nöthig glaubt, dem wißbegierigen Publikum dieſen Dienſt zu leiſten.

Leſen Sie hier zwey Promemoria, welche **Migazzi** im Jahr 1768. bey Gelegenheit der Seligſprechung des Minoriten, Joſeph von Kupertin der ſeligen Kaiſerinn übergab. Ein abgeſchmacktes Fabelbuch, welches man die Legende des Seliggeſprochenen nannte, flog aus Rom in einer deutſchen Ueberſetzung nach Wien. Die Cenſur verbot es, und Kardinal **Migazzi** nahm es auf ſich, nebſt dieſem Fabelbuch das Anſehen der durch deſſen Verbot beleidigt geglaubten Kirche zu vertretten.

Hier

Hier iſt das erſte wörtlich:

Allergnädigſte Frau!

„ Euer Kaiſ. Königl. Apoſtol. Majeſtät haben mir mittelſt nach dero angeſtammten Großmuth, und reineſten Religionseifer Höchſtderoſelben jenes in tiefeſter Unterthänigkeit vorzutragen erlaubet, welches ich ohne meinen treueſten Pflichten zu entſtehen, mit Stillſchweigen nicht umgehen könnte. „

„ Eine Freyheit, welche, ſo ſehr ſie Euer Majeſtät zur Ehre und Verdienſte gereichet; eben ſo unabſönderlich in eines Prieſters Munde ſeyn muß. „

„ In dieſer ehrfurchtsvollen Zuverſicht getraue ich mich zu Euer Majeſtät Füſſen zu legen, in einer meines Ermeſſens der wichtigſten, und in ihren Folgen ſehr weit ausſehenden Anliegenheit. „

„ Es hat mir der Domherr Simen gemeldet: daß Euer Maj. befohlen hätten, das bereits in Druck gegebene Leben des heiligen Jo-

g ſephs

Bayerische Staatsbibliothek München

ſephs von Cupertin zu unterdrücken; weil in ſolchem ganz beſondere Verzückungen, und ſonderbar, daß dieſer Diener Gottes öfters in die Luft erhoben, und in ſolcher ſchwebend ſey geſetzen worden, enthalten ſind.„

„Aber gnädigſte Frau! wenn es nur um einzelne, und von einigen allzuleichtgläubigen Seelen angegebene Erzählungen zu thun wäre: ſo würde ich mich nicht unterfangen Euer Maj. überläſtig zu ſeyn. Ich könnte mich ganz wohl verbeſcheiden: daß ſolche nicht ſelten übertrieben zu ſeyn pflegen; und deren Verwerfung öfters den Feinden unſerer Religion zu Ueberweiſung ſeyn könne, daß ſolche nicht von ihr gut geheißen werden. Allein, die gegenwärtigen Umſtände ſind ganz anders beſchaffen.„

Der römiſche Stuhl hat einen großen Theil der Heiligſprechung des heiligen Joſephs von Cupertin auf dieſe ganz ſonderbare Gnade, welche der allmögende, und in ſeinen Heiligen wunderbare Gott dieſem ſeinem Diener, verliehen hat, gegründet. Dieſe nämliche Gnade hat ermeldter römiſcher Stuhl, deſſen Ausſprüche in der Canonizations-Sache die

Ka-

[library stamp]

katholiſche Kirche von den erſten Zeiten an mit Verehrung und Unterwerfung jederzeit angenommen, und niemal ein katholiſcher Fürſt ſeiner Unterſuchung unterworfen hat, weil es lediglich um eine Sache zu thun iſt, welche das Heiligthum angehet, *) auf das genaueſte unterſuchet, und zwar mit einem ſolchem Rufe unterſuchet, daß viele der mäßigen Glaubensgegner es ſelbſt nicht in Abrede ſtellen.„

„Dieſe beſondere Gnade nun hat er in der Canonizations - Bulle als ächt und richtig erkennet; auf dieſe Gnade hat ſich das Haupt der Kirche in der Heiligſprechung dieſes Diener Gottes merklich bezogen. Wie könnte man denn das Buch verbieten, oder unterdrücken, ohne die Heiligſprechung ſelbſt unrichtig, und verdächtig zu machen? woraus denn weiters nothwendig entſtehen müßte: daß ſogar die Heiligſprechung, und ihre feyerliche Begehung nicht erdultet werden könnte.„

„Ach Gott! was würde dieſes für eine Erſchütterung in ſeiner Kirche! was für Erniedrigung für dieſelbe, was für ein Sieg für

*) Anmerkungen kann man hier keine machen, denn man müßte ein Buch ſchreiben.

die Glaubensgegner ſeyn, welche nach dieſem Beyſpiele auch die Richtigkeit aller vorigen und künftigen Heiligſprechungen in Zweifel ziehen könnten. Diejenigen aber, welche ohnehin keinen andern Glauben zulaſſen wollen, als welchen ſie mit ihrem Witze ergründen können, wurden das Spiel gewonnen haben. „

„ Gott iſt mächtig iſt ja in ſeinen Werken erhabener, als daß unſer beſchränkter Verſtand ſolche faſſen könne; er iſt wunderbar in ſeinen Heiligen; und durch die Wunder, die er durch ſie, und in ihnen wirket, machet er die Weisheit der Welt zu ſchanden: und verherrlichet ſeine Macht. „

„ Der römiſche Stuhl hat ſolches an dem frommen Diener Gottes erkennet, und ausgeſprochen; deſſen Entzückungen, welche nach der reifeſten und genaueſten Unterſuchung geprüfet werden, für eines der größten Wunder gehalten, ſo die Allmacht Gottes in ihm gewürket. „

„ Wenn nun ſein Leben, ſo hier gedruckt worden, deshalben ſollte verbothen werden; ſo

ſo wär auch die Seligſprechung ſelbſt in Zweifel geſetzt; und würde mithin die Kirche unter einer der frömmſten Monarchinn, ſich ihrer in dieſen Sachen von den katholiſchen Fürſten niemals in Zweifel gezogener Vollmacht beraubt ſehen; die Aergerniſſe aber in jener Stadt den Urſprung nehmen, welche der Frömmigkeit Euer Majeſt. die Erhaltung der Religion, und was mit ihr ſo eng verknüpft iſt, zu danken hat. *)

„ Allergnägigſte Frau! die Schlüſſe, die Urtheile, und Werke Gottes waren jederzeit vielen zur Erbauung, vielen aber zum Untergange. Sey es, daß die öfters in Lüften ſchwebende Heiligen einigen vielleicht lächerlich ſeyn: der Tod Jeſu Chriſti ſelbſt war den Juden zum Aegerniſſe, den Heiden aber zur Thorheit. Und hat der römiſche Stuhl niemal eine Heiligſprechung vorgenommen; und die auſſerordentlichen Wunder, welche zu ſolcher Anlaß gegeben haben, gut geheiſſen, ohne das einige Glaubensgegner nicht darüber ein Geſpött gemacht hätten? „

*) Aeußerungen dieſer Art müßten in dem Munde eines hartnäckigten und kühnen Oberbonzen, der in einem Trauerſpiele zu deklamiren hätte, ſehr pathetiſch klingen. Auſſerdem Theater aber, ſollte man glauben, wär damit zu viel gethan.

„ Ich weiß, daß mit Zulaſſung einzler Erzählungen man nicht zu leicht ſeyn müſſe, ich könnte aber unmöglich übereinkommen, daß man diejenigen verwerfe, welche der römiſche Stuhl in groſſem Theile zum Grunde ſeiner Heiligſprechung genommen hat. Und dieſe ſind diejenige wovon die Frage iſt. „

Kardinal Migazzi.

Dieſem erſten folgte ſogleich ein zweytes, das einiger ſonderbaren Erörterungen und Machtſprüche wegen noch merkwürdiger iſt. Sie ſollen es auch wörtlich leſen.

Allergnädigſte Frau!

„ Euer Majeſtät geruhen mildeſt nicht ungnädig zu nehmen, daß ich in einer Sache, welche in ſich ſelbſt, und in ihren Folgen von einer größern Wichtigkeit iſt, als ſie vielleicht in dem erſten Anblicke erſcheinen dürfte, mich Euer Majeſtät wiederum zu Füſſen lege, und jenes nachtrage, was von mir geſtern wegen Kürze der Zeit nicht iſt berühret worden. „

„ Bis-

„ Bisher war es eine unumſtößliche Regel in der Kirche, daß die Frage, ob dieſe oder jene Wunder der allmögende, und in ſeinen Werken unerforſchliche Gott in ſeinen Dienern, oder durch Fürbitt gewirket habe? der römiſche Stuhl entſchieden hat: ohne daß eine weltliche Macht daran die Hände jemals geleget, oder was der römiſche Stuhl dießfalls entſchieden, einer Unterſuchung der geiſtlichen oder weltlichen Perſonen wäre unterworfen worden. „

„ Ja wenn ein Biſchof in ſeiner Diözes einen Ausſpruch in Betreff eines Wunders giebt; ſo pflegt er zwar in deſſen vorläufige Unterſuchung Geiſtliche, Medicos und Chyrurgos, da es um Geneſungen zu thun iſt, zu befragen, und erforſchen, ob etwann eine ſolche Geneſung natürlich nicht habe geſchehen können. Wenn aber des Biſchofs Ausſpruch in Zweifel gezogen wird; ſo hat weder der Landesfürſt, noch weniger eine Concurs Commiſſion ſich darüber zum Richter aufzuwerfen: ſondern muß die ganze Sache an den höchſten geiſtlichen Richterſtuhl nach Rom gebracht werden. Was würde denn für eine Verwirrung, was für ein Aergerniß in-

en der chriſtkatholiſchen Welt ſeyn, wenn hier die päbſtliche Canonizations-Bulla ein ſolches Schickſal zu befahren hätte? Wäre dieß nicht den Sieg den Glaubensgegnern geben? Und mit was Frolocken würde dieſes Unternehmen und noch nicht bey einer chriſtkatholiſchen Macht erhörte Meinung von ihnen der Welt kund gemacht werden! Gott hat einen Elias in einem feurigen Wagen von dieſer Welt genommen, einem Habakuk und Philippum in der Luft zu ihrem Beſtimmungsorte übertragen laſſen: und es hat nicht an Leuten gemangelt welche dieſe Begenbenheit von der Unwiſſenheit erdichtet, und nur von kurzſüchtigen Geiſtern geglaubet haben wollten."

„Ich weiß gar wohl, daß die Wunder nicht mehr ſo zahlreich in der Kirche ſind: weil das Evangelium bereits aller Orten ausgebreitet worden. Ich weiß aber auch, daß Gott nie aufhöre allmögend, und wunderbar in ſeinen Dienern zu ſeyn, daß ſeine Werke den menſchlichſten Verſtand überſteigen! und daß dieſe göttliche Weisheit dem fleiſchlichen Menſchen, der nicht begreifet, was Gottes iſt, eine Thorheit ſcheinet; endlich weiß ich auch und die Kirche lehret es mich, daß dieſer näm-

nämlich Herr unſer Gott, ſo lang ſein Glaube dauern wird jederzeit einige ganz beſonders auserwählte Seelen haben werde, in welchen er die Schätze ſeiner Barmherzigkeit ausſchüttet; *) und die Werke ſeiner von uns anzubetenden, nicht aber zu ergründenden Allmacht ausüben wird.„

„Gott iſt ja möglich einen Menſchen in die Höhe und in die Luft zu ziehen? Es iſt wahr, daß ſolches die Kräfte der Natur überſteiget. Ob nun ein ſolches Wunder geſchehen ſey? hat die Kirche allein, welche Jeſus Chriſtus an ſeiner Statt gelaſſen, und ſeinen heiligen Geiſt verſprochen hat, jederzeit beurtheilet. Und da ſolche in der Verſammlung der Biſchöfe ſich ſelten an einem Orte findet; ſo hat der römiſche Stuhl zu allen Zeiten und unwiderſprechlich ihre Stelle vertretten, und haben ſowohl die weltlichen Landesfürſten, als die Gelehrten, welche ſich von der Kirche nicht getrennt, ſolche Macht dem Statthalter Jeſu Chriſti niemals zweifelhaftig gemacht.„

„Eure

*) Hier ſcheint in den orthodoxen Migazziſchen Glauben ein Bißgen Kalvinismus eingeſchlichen zu ſeyn.

„ Eure Majeſtät bitte ich um alles, was nur die Sicherheit Ihrer Seele und die Ruhe der Kirche erheiſchen kann, in der gegenwärtigen Anliegenheit Niemanden eine größere Gewalt einzuräumen, als allerhöchſt ſelbſt nicht haben; und ohne offenbares Aergerniß nicht zu thun vermögend ſind; und die erſte nicht zu ſeyn, welche der chriſtkatholiſchen Welt ein übles Beyſpiel gebe; auch nicht zuzulaſſen, daß die römiſche Kirche, welche der Mittelpunkt der Einigkeit und die Lehrmeiſterinn der geiſtlichen Zucht und die Wahrheit zu ſeyn, die einhellige Sprache der Väter iſt, weil ſolche auf Petrum als die Felſe von Jeſu Chriſto gebauet worden, eine ſo harte Wunde verſetzet; mit einer ſo offenbaren Beſchimpfung aber erſtgedachten Stuhls auch alle übrigen Kirchen in Verwirrung und die Rechtgläubigen in Kleinmüthigkeit und Irrungen gebracht werden. „

„ Allergnädigſte Frau! Euer Majeſtät werden kein Beyſpiel finden in keinem katholiſchen Lande, daß man in dieſer Materie einen ſolchen Schritt gewaget habe. Er geht unmittelbar auf die Trennung los, und kann ein Landes-

fürſt

fürſt ſich ein ſolches Vorrecht nicht zueignen, ohne daß er mit Ausſchlieſſung des rechten und von dem Glaub n uns angepreiſten Oberhaupts ſich ſelbſt zu e nem oberſten Vorſteher der Kirche mache, welche in ſeinem Lande iſt.„

Kardinal Migazzi.

Das Geſicht möcht ich nun freilich gern ſehen, das Sie, und jeder vernünftige Chriſt bey dieſen Sykophantenſprüngen machen wird. Ich ſage nichts, daß ein Katholik, der weder Mönch noch Jeſuit iſt, ſich ſchämen muß, wenn er den Erzbiſchof einer Kaiſerſtadt ſo betſchweſtermäßig winſeln hört, nichts davon, daß die Proteſtanten laut lachen müſſen, wenn ſie inne werden, daß katholiſche Biſchöffe für einige lächerliche Lufterhebungen eines verſtorbenen Mönchs tanquam pro aris & focis fechten, da doch der ganzen katholiſchen Kirche ganz und gar nichts daran gelegen ſeyn kann, ob ein Heiliger mehr oder weniger im Kalender ſteht, und ob dieſer oder jener Heiliger in der Luft herum geſchwebt, oder wie andere ehrliche Menſchenkinder auf Gottes Erdboden mit ſeinem Füſſen herumgegangen iſt.

In-

Indeſſen kann es mir gnügen, Ihnen einige Thatſachen vorgelegt zu haben, aus denen Sie ſich erklären können: Wie es zugehen mag, daß Kardinal Migazzi immer noch ein ſo blinder und eifriger Streiter für den päbſtlichen Stuhl iſt: daß er alles abergläubiſche Bilderwerk ſo mächtig in Schutz nimmt, daß er es wagt dem Monarchen in allen Dingen hinderlich zu ſeyn, und bey jeder neuen kirchlichen Verfügung der Misbräuche ihn mit betſchweſteriſchen und diktatoriſchen Vorſtellungen zu beunruhigen.

Aber Sie müſſen nun auch ebenfalls in dem ehemaligen Betragen und in den ehemaligen Grundſätzen jene andere Quelle erfahren aus welcher ſein Hang zur Intoleranz, ſeine Verfolgungsſucht gegen aufgeklärte Prieſter, ſeine Wuth gegen vernünftige Bücher entſteht, die ſeit der neuen Reformationsperiode bey jeden Anlaß ſo heftig ausbricht. Ich lege Ihnen alſo ſo einige Bruchſtücke aus einem andern Promemoria, oder vielmehr aus einer **Klage** vor, welche erſt im Jahr 1776 von ihm wider den gegenwärtigen Profeſſor der Kirchengeſchichte an der wiener **Univerſität**, Herrn **Ferdinand Ströger** an die ſelige Kaiſerinn wegen deſſen Buch Introductio in hiſtoriam eccleſiaſticam novi Teſtamenti &c. übergeben wurde. Ei-

Einer meiner Freunde hatte den Vorſatz, dieſes Aktenſtück ſchon längſt mit erläuternden Anmerkungen durch den Druck bekannt zu machen. Zu dieſem Ende, um den Leſer auf den gehörigen Standpunkt zu führen, von welchem er das Weſen und die Abſicht der ganzen Klage überſehen könnte, ſchickte er in einer Vorerinnerung folgende notoriſche Nachrichten voraus, die ſich Ihnen mit ſeinen Worten hier mittheile.

„ Das unter obigem Titel angezeigte ſtö-
„ geriſche Buch, ſagt er, hatte er das Glück
„ gleich bey ſeiner Erſcheinung allen vernünf-
„ tigen Leuten, geiſtlichen und weltlichen Stan-
„ des zu gefallen. Die Cenſur ließ ohne An-
„ ſtand den Druck zu, und verſchiedene Män-
„ ner von Würde und Anſehen bezeugtem dem
„ Verfaſſer ihre Achtung, und dieſe waren es
„ auch, welche ihn gegen die Kabbale ſchützten,
„ und von dem Abgrund retteten in welchen
„ heilige Kardinalswuth ihn zu ſchleudern be-
„ müht war. Jedermann, dem die damalige
„ Lage des Religionsweſens in den öſterreichi-
„ ſchen Staaten bekannt iſt, muß, wenn er
„ dieſe Anklage lieſt, noch für denjenigen, den
„ ſie betraf, zittern, ſo wie er bewundern
„ wird, daß die Sache eine beſſere Wendung

nahm

„ nahm, als die prieſterliche Rache des An-
„ klägers wünſchte.

„ An Glück und öffentlichen guten Namen
„ konnte dieſe prieſterliche Rache dem Verfaſ-
„ ſer nicht ſchaden, aber deſto ſinnreicher war
„ ſie, ihre Abſicht durch Schleichwege und
„ giftige Schlangengänge zu erzielen. Sie
„ ließ zu dieſem Ende, da ſie ſich an der Ge-
„ rechtigkeit des Throns den Kopf zerſtoſſen
„ hatte, gegenwärtige Schrift (die Klage) in
„ ſo viele Privathände kommen als nur mög-
„ lich. Sie wurden in großen und angeſehenen
„ Häuſern herumgegeben, und in vornehmen
„ Geſellſchaften in Beyſeyn ihres Urhebers
„ öffentlich geleſen. Sie flog auf dem Lande
„ und in den Provinzſtäten, bey Pfarren und
„ Landräthen herum. In jedes zu erreichende
„ Kloſter beſonders in Wien, wurde eine Ab-
„ ſchrift gegeben mit dem Befehl, ſie öffent-
„ lich zu leſen, und die ganze Geiſtlichkeit vor
„ dem ſo raſend mishandelten ſtögeriſchen
„ Buche zu warnen, um alſo auf dieſe geſchick-
„ te Weiſe den Mann, dem man nicht mit
„ öffentlicher Gewalt ſchaden konnte, wenigſtens
„ ſo viel möglich, heimlich um Ehre, Zutrauen
„ und guten Namen zu bringen.„

„ Die

„ Die Zeit iſt gekommen, ſetzt er hinzu, „ daß ſolche Thaten ans Licht gezogen werden „ müſſen. Die Wellt ſoll erſtaunen über Dinge „ die ſo oft und ſo ungeſtraft begangen wer- „ den durften. Ein günſtiger Zufall hat mir „ dieſe wichtige Schrift aus einem aufgehobe- „ nen Kloſter wo ſie unter den Heiligthümern „ der Bosheit begraben lag, in die Hände ge- „ ſpielt. Sie iſt iſt bis auf den kleinſten Buch- „ ſtaben ächt und dem Original gleichlautend. „

„ An der Sprache und den Ausdrücken, „ welche in dieſer Auflage herrſchen, muß ſich „ Niemand ärgern. Im Jahre 1776. war „ es noch nicht Mode, daß ein Erzbiſchof zu „ Wien nebſt ſeinen Hoftheologen hätte ſollen „ Deutſch ſchreiben können. „

Dieſe mit einer Heftigkeit geſchriebene Vorerinnerung iſt nichts deſtoweniger, was die Thatſachen betrifft, buchſtäblich wahr. Erlauben Sie mir nun, daß ich einige Punkte der Klage ſelbſt, die über 8 Bogen ſtark iſt, Ihrer unpartheyiſchen Beurtheilung vorlege. Faſt ſollte ich aber fodern, daß Sie das ſtögeriſche Buch zuerſt geleſen haben möchten, um den migazziſchen Geiſt beſſer faſſen zu können. Sie

wür-

würden dann gleich aus folgender Einleitung Ihren Schluß ziehen können.

„ Nachdem, heißt es, nicht wenige ſowohl weltliche als geiſtliche Perſonen mir ihre Verwunderung und Bedenken des Buchs halber geäuſſert haben, welches der Prieſter und Profeſſor Stöger für die Jugend, die er zu unterweiſen hat, zum Drucke unter dem Titel: Introductio in Hiſtoriam eccles N. T. befördert: ſo fand ich meiner Pflicht angemeſſen zu ſeyn, ſolches Buch zu leſen, zu erwägen, und darüber meine Betrachtung zu machen. Und ich kam mit genaueſter Erwägung deſſen nicht miskennen, das Leute, welchen die Erhaltung der katholiſchen Religion noch am Herzen iſt, ſich billig über ein ſolches Schul- und Lehrbuch verwundern, aufhalten, und beſchweren. „

Der erſte Klagpunkt iſt dieſer, wobey mein Freund, ſo wie bey manchen andern einige Anmerkungen gemacht hat, die ich eben nicht wegſtreichen wollte.

„ Je mehr aber ich den Zuſammenhang ſeiner Lehre, und die Art, mit welcher er ſolche abhandelt, betrachte, um ſo weniger finde ich,

daß

daß er den Pflichten eines katholiſchen Lehrers genug thue. Ich zeige es, und mache den Anfang von dem 18. Blatte des Werkes der Einleitung, allwo der Verfaſſer ſagt: Man habe die Ketzer nicht immer bändigen können, weil nebſt andern Urſachen, entweder die äußerliche Strenge der Sitten, die ſie angenommen hatten, oder ihre vortrefliche Gelehrſamkeit, oder die von ihnen verfertigten gelehrten Schriften im Weg ſtanden. „

„ Heißt dieſes nicht den Schülern einen erhabenen Begrif von unſern Glaubensgegnern, einen geringen hingegen von den Vertheidigern der katholiſchen Wahrheit geben? *) Dann was anders kann der unerfahrne Schüler draus ſchlieſſen, als daß die Neuerer — Novatores — dieſe leztern in der Eingezogenheit der Sitten, in der Wiſſenſchaft, und in ihren

„ Ab-

*) Und heißt das nicht in ſeinen auch noch ſo verunſtalteten Katholicismus den ausſchlieſſenden Vorzug ſetzen, daß der Name katholiſch alles heilig, der von Katholiken erfundene Name kezeriſch aber alles verflucht und gottlos mache? _

Abhandlungen übertroffen haben? *) Heißt dieß nicht die Verſtellung, und die Gleißnerey, und übel angewandte Gelehrſamkeit der Ketzer mit der Macht, und übrigen göttlichen Verheiſſungen faſt in Vergleich ziehen, welche Chriſtus zur Ueberwündung der Pforten der Hölle, und ihrer Anhänger der Ketzer gegeben hat? dieſe Sprache iſt der Sprache der heiligen Väter, der Kirche, und ihren großmüthigen Vertheidigern nicht angemeſſen. „

Sind Sie wohl mit mir einig, mein Herr, daß Kardinal **Migazzi** in ſeinem Leben kein anderes Wort geſchrieben haben dürfte, als dieſe Aeußerungen gegen die Ketzer, und man hätte Data genug, ſich die Religionsverwirrung in ſeiner Diözes erklären zu können? — doch hören Sie weiter:

„ Nachdem der Verfaſſer die üblen Wege und Kunſtgriffe erwähnt, deren ſich einige vor Luthers Zeiten durch ſieben ganze Jahrhun-

*) Und wenn es dann ſo wäre, wenn Kardinal Migazzi der Geſchichte nicht widerſprechen könnte, wenn er z. B. als ein ehrlicher Mann geſtehen müßte, das der Ketzer Huß ein ungleich beſſerer Menſch war, als der Pabſt Gregor der Siebente — will er, daß ſeine Prieſter Lügner ſeyn ſollen?

hunderte zum Betruge, und Schaden der geiſtlichen Republick *) gebrauchet, und die geiſtlichen Geſetze verunſtaltet haben, ſchließt er endlich, und ſagt § 30 „ Man könne aus der Kirchengeſchichte lernen, wie Chriſten ſtritten, wie ſie ſtatt der Beweisthümer Haß und Gewaltthätigkeit gebrauchet, wie ſie ſich bei Kleinigkeiten aufgehalten, und die nöthigſten Glaubens und Sittenlehre vernachläſſigten, auf welche ſich doch die ganze chriſtliche Religion gründet; wie rachgierige Leute eben ihre Rachſucht unter dem Deckmantel der Religion zu vertheidigen wiſſen, dieſes — fährt er fort — iſt gar nichts neues. Solche Begebenheiten ſind oft vorgekommen, und viele Unſchuldige ſind von ſchlechten Leuten unterdrücket worden. Eines hat den Unſchuldigen geſchadet; das andere hat ſie gerettet. Wie man damals wider ſolche Unternehmungen geſtritten, ſo ſoll man's noch thun. „

„ Wer kann wohl glauben, und gleichgültig ein ſo rohes, häßliches, und unbeſtimmtes Gemählde von der katholiſchen Kirche in einem Werke anſehen, welches für junge, und unerfahrne Leute verfaſſet, und die

 mit

*) Man merke dieſen Ausdruck wohl!

mit unter zur Theologie zubereitet werden ſollen? Wer ſind denn jene ſchlechten Leute, jene böſen Menſchen — mali illi homines — welche unter dem Deckmantel der Religion ihre Rachbegierde verdecket haben? *)

„ Der ganze Zuſammenhang der Erzählung, ſonderbar, wenn man es gegen das haltet, was Bl. 18. von den Sitten, und der Gelehrſamkeit der Glaubensgegner geſagt worden, und noch dazu das darauf folgende damit vereinigt, giebt nicht dunkel zu erkennen, daß unter jenen üb'en, und ſchlechten Leuten, welche unter dem Vorwande der Religion ihre Rache ausüben, die römiſchen Päbſte, die Biſchöfe, und die übrigen Vorſteher geweſen ſind? Dieſes iſt die allgemeine Sprache der proteſtántiſchen Skribenten wider die katholiſche Kirche, und ihre Vorſteher. Und um ihren Unfug zu vertheidigen, müſſen ſie ſich dieſer Verläumdungen gebrauchen. Wie ſoll aber dieſes aus eines Katholiken Feder flieſſen? „

Laſſen

*) Es ſind jene Leute welche nichts weniger als die Wahrheit vertragen können, Leute, welche ihr ganzes Daſeyn und ihre Gröſſe auf gewiſſe Kunſtgriffe gründen, die aber in Gefahr ſind, ihre Wirkung zu verliehren, wenn die Wahrheit ſie aufdeckt: und dieſe Leute ſind es, welche den bis ans jüngſte Gericht haſſen, der ihnen die Wahrheit offenbar hinſtellen.

Laſſen Sie ſich es nun eben auch nicht befremden, wenn Sie ein Urtheil über Gottfried Leß und deſſen Buch: Wahrheit der chriſtlichen Religion, hören müſſen, wie ſie es gewiß noch von keinem vernünftigen Katholiken gehört haben.

„ Stöger, ſchreibt Migazzi, hätte wohl können, anſtatt ſeine Schüler auf zwey proteſtantiſche Skribenten (Scherlock und Leß) anzuweiſen, ihnen eine große Anzahl katholiſcher Schriftſteller bekannt machen, welche dieſe Materie gelehrt und auch gründlich abgehandelt haben. — — — Dieſes Werk (Wahrheit der chriſtlichen Religion) iſt im Jahr 1773 zu Göttingen und Bremen zum Druck befördert worden. Allein da es in Wien eingeführet werden wollte, ſo iſt der öffentliche Verkauf desſelben wegen vieler Auſtöſſigkeiten, und Irrthum nicht zugelaſſen worden. *) Und in der That iſt es genug auch nur ein flüchtig s Aug auf dieſes Werk zu werfen, um vollkommen überzeuget zu ſeyn, wie gefährlich, wie ſchädlich und wie

*) Weil damals der Migazziſche Einfluß zu groß war. Heut und ſchon ſeit mehreren Jahren iſt dieſes Werk in jedermanns Händen, weil Baal zertrümmert worden iſt.

ſchimpflich es für die katholiſche Religion ſey. Denn von was für einer Religion handelt dieſer Skribent? *) vielleicht von der chriſtlichen, und katholiſchen, oder wenigſtens von einer chriſtlichen, welche die katholiſche nicht gänzlich ausſchließt? Nein! Er erkläret ſich, und betheuret deutlich, daß da er di chriſtliche Religion vertheidiget, er keineswegs die katholiſche einbegrieffen haben wolle. Und mit was für einer ſchimpflichen Art ſchließt er die von ihm mit Verachtung ſogenannte Papiſtiſche Religion von der chriſtlichen aus? Ich ziehe hier ſeine Worte an, welche aus dem 175. Bl. hergenommen ſind. „ **) Ehe wir „ ſagt er, den Beweis für die Göttlichkeit „ der chriſtlichen Religion ſelbſt anfangen, iſt „ es nöthig dieſe vorher kennen zu lernen. „ Die tägliche Erfahrung lehret uns, daß die „ Feinde des Chriſtenthums nicht wiſſen, oder „ nicht wiſſen wollen, was das Chriſtenthum „ iſt. Einige verwechſeln offenbar Pabſtthum „ mit dem Chriſtenthum, Pabſtthum iſt gerade das Widerſpiel von Chriſtenthum, ſo

*) Es giebt Leute, die nicht zufrieden ſind abergläubiſch, mönchiſch und rachgierig im Namen des Pabſts zu ſeyn, ſie müſſen auch grob ſeyn.

**) Dieſe Stelle iſt zwar ein wenig lang, aber ich nehme keinen Anſtand ſie abzuſchreiben, ſie iſt zu merkwürdig und wahr.

„ daß man ehe noch die mahometaniſche Reli-
„ gion, ja das Heidenthum für Chriſtenthum
„ halten könnte. — 210 Bl. Das Chriſten-
„ thum will, die Religion ſoll auf eigene freye
„ Prüfung, und Uiberzeugung gebauet wer-
„ den; das Pabſtthum will ſie hingegen auf
„ blinden Glauben an die Kirche, das heißt,
„ an die Geiſtlichkeit, und vornämlich den
„ Pabſt bauen — — — Das Pabſtthum
„ verwandelt die ganze Religion im morali-
„ ſchen Mechaniſmum, und Materialiſmum.
„ Blos mechaniſche Verrichtung — tanquam
„ opus operatum — äußere Religions Ge-
„ bräuche, oder gar blos körperliche Hand-
„ lungen, Wallfahrten, Kaſteyungen, auſtatt
„ Fleiſch, zuweilen Fiſche eſſen, Töne, wo-
„ von man nichts verſteht, — die Meſſe an-
„ hören: dieß iſt die, für die Böſewichter ſo
„ bequeme, als der Kammer zu Rom, und
„ den Beuteln der Geiſtlichen einträgliche Re-
„ ligion. Der Pabſt zu Rom hat zu dem En-
„ de eine allgemeine Bank, woraus im ei-
„ gentlichen Verſtande Anweiſung auf die
„ guten Werke der Heiligen, und Wechſel-
„ briefe für den Himmel um baares Geld er-
„ kaufet werden. Das Chriſtenthum gebiethet
„ eine ganz uneingeſchränkte Toleranz, das

„ Pabſtthum die Ausreutung derſelben; und „ die Ausbreitung deſſen, was ſie Religion „ nennen, durch Feuer und Schwerd. Das „ Pabſtthum ſetzet den Gipfel der Keuſchheit „ in der Enthaltung vom Eheſtande; es pre= „ digt Faulenzen, Betteln, eydliche Angelo= „ bung eines uneingeſchränkten Gehorſams an „ Geiſtliche, als den Gipfel der Tugengen — „ Es macht die Kirche zu einem monarchiſchen „ Staate, und den Pabſt zum umſchränk= „ ten Herrn der Welt. „

„ Aus dieſen, und dergleichen Urſachen, fährt Migazzi fort; glaubt er Gottfried Leß mit Recht den Schluß machen zu können, daß die papiſtiſche Religion weder von Gott einge= ſetzet, weder von den Apoſteln ausgebreitet worden wäre, und daß man folglich ihren göttlichen Urſprung ſowohl in der h. Schrift als auch in den Schriften der Apoſtel, und Evangeliſten vergeblich ſuchen werde. *) Aus einen ſolchen Buche, welches voller Bitterkeit, und Haſſes wieder die apoſtoliſche Religion

und

*) Allerdings und es iſt der traurigſte Beweis von Schwachheit des Geiſtes oder von was ſonſt, daß Kardinal Migazzi und ſeine Gehilſen dieſe Wahrheiten noch nicht begriffen haben.

und zugleich voll der Socinianiſchen **Kezerey** iſt, aus einem ſolchen Buche ſoll die katholiſche Jugend ihren Unterricht herhohlen? ---- Ja! wenn die Lehre des Leßes Eindruck macht, und in ihrem Gemüthe Wurzel faßt: ſo wird ſich die Jugend von allen übrigen Religion günſtige Begriffe machen, eine jede zur Seligkeit hinlänglich anſehen — **nur die katholiſche Religion wird ihr zu einem verhaßten, und eckelhaften Gegenſtande werden.** Sie werden — leider! — in dieſer Anleitung ſelbſt nur gar zu viele Gründe finden ihre Gleichgültigkeit gegen alle chriſtliche Religionen zu rechtfertigen. *) Denn man mag ſagen was man will; der Verfaſſer dieſer Anleitung mag ſich noch ſo ſehr verſtellen; er mag ſeine Erzählungen und Anmerkungen noch ſo künſtlich einrichten, und die Worte immer genau abmeſſen, damit man ihn nicht überführen könne, das er dasjenige wirklich geſagt habe, was er doch klar zu verſtehen giebt: ſo iſt es doch gewiß, daß man die wenigen Blätter dieſes kleinen Werkes nicht durchleſen könne, ohne einige dergleichen widrige, und höchſt betrübte Folgen hauptſächlich bey jungen un-

*) Verläumdung und Unwiſſenheit!

ungelehrten, und unerfahrnen Leuten zu beſorgen, und gleichſam vorher zu ſagen. „ Es herſchet in dem ganzen Werke ein gewiſſer „ Ton der Freyheit, und Gleichgültigkeit, „ deſſen ſich die Philoſophen unſerer Zeit zu „ bedienen pflegen, wenn ſie die ſogenannte „ Toleranz predigen „ — — —

An einem andern Orte heißt es: „ Er „ (Stöger) hat ſich einmal vorgenommen, „ alles auf das ſtrengſte zu beurtheilen, „ die Satyre auf das höchſte zu treiben, „ und eine Anleitung zu ſchreiben, die faſt „ eben ſo gut in Göttingen als hier in Wien „ könnte vorgeleſen werden „

So, bemerkt hier mein Freund, fällt die ſtolze Unwiſſenheit meiſtens in ihre eignen Netze. Weiß denn Kardinal Migazzi, der ſelbſt Geſchichte geſchrieben hat, nicht welche die erſte Eigenſchaft eines Geſchichtſchreibers ausmacht Wahrheitsliebe und Unpartheilichkeit? Das ſchönſte Zeugniß, welches Herr Stöger aus dem Mund ſeines grimmigen Feindes erhalten kann, liegt in dieſen Worten. Das beſtimmt den Glauben des Leſers, wenn eine Ge-

ſchichte

ſchichte an ſtillen Orten der Welt für gleich richtig erkannt wird.

Es iſt nun gewiß meine Schuld nicht, wenn Ihre Perſpektive, mein Herr, noch immer ſchief ſteht; wenn Sie noch nicht hinlängliche Züge zu dem heutigen Karakter des Kardinal Migazzi aufgefunden haben. Es koſtete übrigens nur das Papier und die Aufmerkſamkeit des Leſenden, ſo könnten aus 8 vollen Bogen ſchon noch mehrere geſammelt werden. Indeſſen, um Ihnen auch ganz und gar keinen Zweifel mehr übrig zu laſſen, um Sie jeder andern mühſamen Unterſuchung und Nachfrage zu überheben, ſchreibe ich ihnen noch den Schluß der Klage ab. Urtheilen mögen Sie dann ſelbſt; eine kleine Anmerkung von der Hand meines Freundes mag Ihnen das Licht dazu aufſtecken.

„ Wenn in Göttingen, und andern dergleichen Univerſitäten ein proteſtantiſcher oder reformirter Lehrer ſich ſo benähme, und ein ſolches Werk zur Unterweiſung der Jugend auflegte, in welchem er dieſelbe zu den katholiſchen Authoren ſonderbar anweiſete, für ſolche eine vorzügliche Hochachtung zeigte, wo er könnte,

mit

mit Lobſprüchen erhebete, die Proteſtanten hingegen theils nur obenhin berührte, theils in ihnen die meiſten Fehler, und Partheylichkeit fände, und gegen ſie eine Geringſchäzung hervorblicken lieſſe: würde man nicht aus einem billigen und verdienten Argwohn, daß er die Jugend durch dergleichen Wege zur katholiſchen Religion führen, und ihre Gemüther dazu bereiten wolle, in ſeines Lehramtes entſetzen, und auf ihn ein obachtſames Aug jederzeit haben? Und ſollte es wohl möglich ſeyn; daß unter den Augen Eure Majeſtät in dieſer wieneriſchen Univerſität eine ſolche Ausſchweifung, Unweſen, und Uebel geſtattet, und geduldet werde! Die Jugend, welcher ein ſolcher Lehrer die Kirchengeſchichte beybringet, muß nothwendig einen Hang für die proteſtantiſche und hingegen eine Abneigung von den katholiſchen Skribenten nach und nach empfangen; und dieſer Hang wird in eine Vorliebe verwandelt werden, und endlich ſo weit gehen, daß bey ſolcher Jugend die proteſtantiſche Religion über die katholiſche Kirche den Vorzug haben wird. „

„ Bey einem ſo gegründeten Argwohn alſo bey einer Jugend nämlich, welche ſich in einer

der-

dergleichen Schule befindet, wie würden die Biſchöfe ihr die Hände auflegen, ſie zum Prieſterthum und Seelſorge befördern, ohne Gott und ſeiner Kirche meineidig, und den Unterthanen Euer Majeſtät zum Stein des Anſtoſſes zu werden? „

„ Ich bedaure, daß meine biſchöfliche Amtspflicht von mir eine ſolche Vorſtellung wider einen Prieſter erzwingt, der mehrere Jahre in meinem Seminario war, zum Lehrer aber genommen worden iſt, ohne daß man vorläufig von mir eine Auskunft verlanget hätte. „

„ Die Bücher waren gemeiniglich die unglücklichſten, aber zugleich die mächtigſten Werkzeuge zur Verderbniß der Religion, und der Sitten. Dieſes bezeugen die traurigen Zeiten, dieſes bekräftigen, leider unſere Tage. „

„ Es ſey endlich weit von mir entfernt, daß ich von den innerlichen Geſinnungen des Verfaſſers ein Urtheil fällen wolle. Dieſe Einſicht iſt demjenigen allein vorbehalten, der die Herzen, und Nieren durchforſchet; allein ich kann mich zugleich nicht enthalten, mit einer meinen Pflichten angemeſſenen Freyheit, aber

zu-

zugleich mit innerſter Demuth ohne Umgang zu verſichern, daß durch einen ſolchen Lehrer der Verſtand, und das Herz der Jugend dem Verderbniſſe, und dem Abfall augenſcheinlich, und faſt unvermeidlich, ausgeſezt ſey. „ *)

Sehen Sie mein Herr, ſo durfte Migazzi mit Maria Thereſia reden; ſo ihr gutes, liebreiches, frommes Herz mit Verläumdungen angreifen, ſo wider rechtſchaffene Prieſter klagen!

Möchten Sie uns nun nicht noch einmal die wichtige Lehre vorſingen: Man ſolle Migazzi nur um Rath fragen: Man ſolle bedenken, daß der Greis am Rande des Grabes ſtehe? — Wir thun dieß alles faſt mehr, als wir es ſollten. Und ſo müſſen auch wir dem redſeligen Ausländer von Sykophanten die Lehre geben, ſich nicht in Sachen zu miſchen, von denen er keine Kenntnis hat, ſich nicht zum Verthei-

*) Die Zunge ſteht inne, wenn man den Mund öffnen will um über dieſe lezte Aeußerungen ein Urtheil zu fällen. In welchem Lichte, in welcher Menſchwürde erſcheint hier das H e r z des Anklägers! — Wehe jedem rechtſchaffenen, denkenden, wahrheitliebenden Prieſter, der einen ſolchen Ankläger zu ſeinem Oberhirten hat!

theidiger von Perſonen aufzuwerfen, die durch ſeine Vertheidigung augenſcheinlich verliehren müſſen.

Siebenter Brief.

Meine bisherigen Briefe hatten den Eigenſinn, ſich an einen Plan zu binden: ich wollte Sie nicht nach Ihren Beyſpiel, bald hieher, bald dorthin ſchleudern, und von allem reden, was mir zuerſt in die Feder ſpränge. Doch ich fühle, das ich ein ungleich grösseres Buch ſchreiben müßte, als das Ihrige iſt, wenn ich bey Behandlung und Berichtigung aller ferneren von Ihnen aufgeführten Gegenſtände dieſer ſtrengen Ordnung treu bleiben wollte. Dieſer Brief alſo ſoll ſich mit mehr als einen Objekt beſchäftigen.

Es gehört noch zu den zwey vorigen Briefen, daß ich die Stelle mitnehme, welche Sie Seite 321 über den gerügten Beſitz mehrerer Bißthümer des Kardinal **Migazzi** niedergeſchrieben haben. Sie machen da einen ſo ſcharfſehenden Seitenblick, daß man Ihren Reichthum

an

an Gegenſätzen und Aehnlichkeiten bewundern muß. Sie gefallen ſich in der Behauptung, daß es eben nichts zu ſagen habe, wenn Migazzi zwey Bißthümer beſitze; und Sie fügen ſogleich ein Art von Urſache hinzu: denn der Erzherzog Maxmilian beſitzt ja auch zwey.

Erlauben Sie mir dieſer ſchwächlichen Vergleichung ſo lange nachzujagen, bis ſie aus Müdigkeit zu hinken gezwungen wird.

Ich muß Ihnen noch einmal ſagen, daß Sie das Tridentiniſche Konzilium — andere Konzilien gar nicht zu rechnen — gar nicht zu kennen ſcheinen; daß Sie ſchlechterdiengs nicht wiſſen, was ein Biſchof ſeyn ſoll, welche Verbindlichkeiten, welche Pflichten er habe. Man geräth bey dieſer Ihrer ſcheinbaren Unwiſſenheit auf die Vermuthung, daß Sie entweder ſo ſehr Proteſtant ſind, um alles, was Sie über irgend eine Religion ſagen, nach Ihrem beliebigen proteſtantiſchen Leiſten zu ſchneiden, oder ſo ſehr Jeſuit, daß Sie mit lauter Probabiliſmus alles zu Boden beweiſen, was braven Katholiken als Grundlage ihrer ganzen ehrwürdigen Kirchenzucht gelten muß.

Was

Was mich betrifft, ſo glaub' ich eher das letzte; ich bin der Meinung, daß Sie als ein Mann aus jenem Lande, wo es Jeſuiten ohne Jeſuitiſmus geben ſoll, dasjenige muthwillig ignoriren müſſen, was Ihrem Intereſſe und Ihren Behauptungen einen Stein in den Weg legen könnte; daß Sie, um den mächtigen Schutzgott des Jeſuitiſmus in Nord und Süd, aus einem garſtigen Gedränge zu retten, lieber durch Ignoranz und ein paar hämiſche Seitenhiebe aus dem Garn zu ſchlüpfen ſuchen, als daß Sie die Beſchuldigung, welche zu widerlegen war, mit dem Nachdenken und der Ehrlichkeit eines beleſenen Mannes unterſuchet hätten.

Ohne viele Worte! Sie mögen leſen, was das tridentiniſche Konzilium von dem Beſitz mehrerer Biſtthümer feſtgeſetzt habe. Ich ſchreibe Ihnen etwas von dem 2ten Kapitel der VIIten Seſſion von der Reformation her:

Nemo qvacunque etiam dignitate gradus aus praeminentia praefulgens *plures* Metropolitans, ſeu Cathedrales Eccleſias in titulum, ſeu commendam, *aut alio quovis nomine*, contra ſacrorum Canonum inſtituta *recipere &*

ſimul tenere praeſumat cum valde felix ille cenſendus, cui *unam* Eccleſiam *bene ac fructuoſe* et cum animarum ſibi comiſſarum ſalute *regere contingerit.*

Dieſe Satzung ſteht in einem Buche, das uns Katholiken durch die glückliche Vermittlung des ſämmtlichen Klerus nach der Bibel, wills Gott, das erſte ſeyn muß. Auf dieſes Buch gründet ſich unſre ganze katholiſche innere und äußerliche Religion; nach den Satzungen dieſes Buchs macht man uns Katholiken ſelig, und verdammt uns; dieſes Buch iſt der Hammer der Ketzer und das Fideikommiß des wahren allein seligmachenden Glaubens; durch dieſes Buch behauptet die Prieſterſchaft ihre Rechte, ſo wie die Layen dadurch zu gehorſamen Knechten des ſämmtlichen Klerus und Mönchthums geworden ſind. Wer nicht glaubt und thut, was in dieſem Buche ſteht, iſt anathematiſirt und kein katholiſcher Chriſt mehr, er iſt ein Freygeiſt und Schiſmatiker, er muß exkommunizirt werden, und ſein Fleiſch gehört, wenn er geſtorben iſt, den Raben und Krähen zum Futter.

Alles das hätten Sie mein Herr, als ein Mann, der ſo viel weiß, mitwiſſen ſollen.

Wuß-

Wußten Sie es, ſo geben Sie Ihren Namen ſelbſt, wenn ich Ihnen ſagen muß, daß Sie die ärgſte und ärgerliche Ketzerey geſchrieben haben, wenn Sie behaupten, es habe nichts zu bedeuten, daß ein katholiſcher Biſchof mehrere Bißthümer beſitze, da Sie doch angeführter Maſſen einſehen müſſen, daß ein ſolcher Biſchof den Satzungen eines Buchs, das für ihn ſicut Evangelium ſeyn muß, zuwider handelt, folglich nichts beſſeres wär, als ſo zu ſagen ein Art von Freygeiſt und Schiſmatiker, welches Gott behüten wolle. — Wußten Sie es nicht, ſo haben Sie wenigſtens ein Delictum ignorantiae vincibilis begangen, denn Sie haben unterlaſſen, in einer Sache, wo Sie ſehr leicht Belehrung hätten finden können, ſich zu unterrichten, und haben folglich etwas behauptet, das einer gefährlichen, höchſt unkatholiſchen Ketzerey ſo gleich ſieht, wie ein Ey dem andern.

Freylich wußten Sie Ihrer Behauptung eine ſehr kluge Wendung zu geben, indem Sie das ganze auf eine Vergleichung hindrehten, die für den flach hindenkenden Kopf ein wenig verfänglich ſeyn kann, über die aber der Denker wie über einen mißlungenen probabiliſtiſchen

Kniff lächeln muß. Der Erzherzog Maximilian iſt Churfürſt zu Kölln und Biſchof zu Münſter, ergo kann Migazzi auch Erzbiſchof zu Wien und Biſchof zu Waizen ſeyn. Glauben Sie mein Herr, daß dieſer Schluß abermal ein Delictum Ignorantiae iſt.

Bey dieſer Folgerung iſt der große Unterſchied vergeſſen worden, der ſich zwiſchen einem Biſchof als regierenden Fürſten, und einem Biſchof als Biſchof findet. Der erſtere iſt für einem ſeine Perſon nicht eigentlich Biſchof mehr; er iſt ſo zu ſagen, nur weltlicher Regent; die Staatsgeſchäfte ſind für ihn gewiſſermaſſen die erſten; er iſt Biſchof mehr dem Titel als dem Geſchäft nach; er beſtellt ſeine Suffraganeen, ſeine Generalvikarien, welche die Geſchäfte der Kirche und des Bißthums beſorgen müſſen. Es iſt bey einem ſolchen der nämliche Fall, wie bey dem heiligen Vater Pabſt, der als Pabſt zu gleicher Zeit regierender Herr iſt.

Sie werden mir ſagen, dieſe Abſtraktion und Unterſcheidungsart leuchte Ihnen nicht wohl ein, es ſcheine Ihnen einiger Mißbrauch u. d. gl. dabey mit unter zu laufen. Das können

nen

nen Sie als Proteſtant ſehr gut behaupten. Aber ich als Katholik werde dießfalls die ziemliche verjährte Authorität ſolcher Gebräuche in der katholiſchen Kirche für giltig erkennen müſſen. Es kann mir nichts übrig bleiben, als daß ich, geleitet von allen katholiſchen Kanoniſten, behaupte: Ein Biſchof könne auch zugleich ein regierender Herr ſeyn — oder: der Pabſt muß noch heut ſein Patrimonium Petri nebſt Zugehör dem rechtmäßigen Herren zurück geben, und ſich mit einer jährlichen Apanage begnügen, wie man ſie andern Biſchöfen um ehrlich und ordentlich leben zu können, zu geben pflegt.

Es iſt keine Sophiſterey, wenn ich mich in allen dieſen Aeußerungen an die Grundverfaſſung der katholiſchen Kirchenzucht und des Klerus halte. Ich muß glauben, es ſey ordnungsmäſſig und dem Geiſt des Evangeliums angemeſſen, das katholiſche Biſchöfe ſtehende Armeen halten, Leibgarden bezahlen, dem Staatsrath beywohnen, die Juſtiz pflegen, Kommerz treiben, und Allianzen ſchlieſſen. Sollte dieſes aber nicht ſeyn, ſo muß ich nur ebenfalls wieder an den Pabſt apelliren; ich muß ihm ſagen, daß er der Heerführer ſolchen Unweſens ſey, daß er anfangen müſſe, den

andern Biſchöfen ein gutes Beyſpiel zu geben, und daß hernach alle Biſchöfe aufhören ſollen, regierende Herrn zu ſeyn, und blos Biſchöfe zu bleiben.

Da dieſes aber nicht wohl angeht, da die Verfaſſung einmal ſo iſt, und die Beſtätigung der Koncilien und der Päbſte auf ihrer Seite hat, ſo bleibt meine obige Behauptung richtig, daß zwiſchen einem **regierenden Herrn Biſchof** und einem **Biſchof** ſchlechtweg ein großer Unterſchied ſey; daß dieſem nach für den Biſchof ſchlechtweg, die Satzung des tridentiniſchen Konciliums gelte, und daß folglich dieſer Satzung gemäß, der Erzbiſchof **Migazzi** der **kein regierender Fürſt iſt**, nur ein einziges Bißthum haben dürfte, obſchon der Churfürſt von Cölln, die andern Churfürſten, und verſchiedene andere regierende Fürſt-Biſchöfe in und auſſer Deutſchland für befugt erklärt ſind, mehrere Biſthümer beſitzen zu dürfen.

Ich zweifle nichts deſtoweniger, daß der **Jeſuitiſmus**, der, Ihrer Sage nach, bey uns ohne Jeſuiten herrſchen ſoll, meiner Behauptung eine andere Wendung geben wird, vielmehr

mehr iſt dieſes ſchon geſchehen, den der Jeſuitiſmus eigentlich iſt es, der unſern Erzbiſchof **Migazzi** in alle Verwirrung führt, und wo es Noth thut, auch wieder heraus zaubert. Jeſuitiſmus giebt es in der That recht viel bey uns, ſo wie überall; aber auch Jeſuiten, wie überall.

Sie haben, mein Herr, vermuthlich weil Sie Ihre Freude mit einer Antitheſis haben wollten, entſetzlichen Nonſens geſchrieben, als Sie Seite 306. behaupten: In Preuſſen hätte man Jeſuiten ohne Jeſuitiſmus, bey uns hingegen Jeſuitiſmus ohne Jeſuiten. Das iſt ohngefähr ſo viel, als wenn Sie geſagt hätten: in Preuſſen hat man Fröſche, ohne ihr Gequake zu hören, und bey uns hört man Froſchgequake ohne Fröſche zu haben. Sie müſſen den Jeſuitiſmus und die Jeſuiten ſehr ſchlecht kennen, wenn Sie glauben, dieſe beyden Ungezieferarten wären nicht ſtets ſo vergeſellſchaftet, wie die Ratten und Mäuſe. Der ganze Erdboden iſt voll von ihnen, ihr Gift fliegt wie eine peſtilenzialiſche Seuche von einem Pol zum andern, überall wirkt es, nur geheimer hier, und dort öffentlicher. Ganganelli konnte dieſem zahlloſen Herr von Heuſchre-

cken

cken wohl die äuſſerlichen Hülle abſtreifen, aber die immer aus ihrem eignen Blut fortwachſende Hydra konnte er nicht bis auf den letzten Kopf erſchlagen. Dieſe Hydra iſt noch ſo vielköpfigt als ſie ſonſt war; ſie hat Fürſtenköpfe, Miniſterköpfe, Pabſtköpfe, Biſchofsköpfe, Weiberköpfe, Pfaffenkopfe, Judenköpfe, Banditenköpfe, Hurenköpfe, — mit einem Worte, Köpfe von allen Orden, Ständen, Geſchlechten, Zünften, Innungen aller Provinzen und Nationen; Ihr eigener Kopf, mein Herr, ſcheint mir zu dieſem Ungeheuer zu gehören, und ich werde mich nicht irren, wenn ich glaube, Sie wären ſo eine Eſpece von miniſterialiſch = biſchöflich = pfaffiſchen Jeſuitenkopf, der in ſeinen ſämmtlichen Briefen eitel Jeſuitiſmus geſchrieben hätte.

Wären Sie dieſes nicht, wie ganz anders würde Ihre Klaſſifikation der Jeſuiten und des Jeſuitiſmus ausgefallen ſeyn! Gewiß wären Sie nicht mit einem leerſinnigen Wortſpiel bey einem Gegenſtande ſo pfeilſchnell vorüber geflogen, der für die Wahrheit, Vernunft und Menſchheit ſo äußerſt wichtig iſt. Erlauben Sie mir, daß ich zu einer beſtimmten Klaſſifikation einige Data beybringen darf.

Ich

Ich will zuerſt von uns reden. Sie haben Recht, daß es bey uns Jeſuitiſmus giebt; Sie hätten hinzuſetzen können, recht viel. Aber beſonders hätten Sie ſagen ſollen, daß es auch recht viele Jeſuiten bey uns giebt. Wir kennen dieſe Leute ziemlich genau. Hier iſt ihre Phyſiognomie im leichteſten Umrieß.

Andächtige Minnen, ſcharfe Blicke nach allen Seiten, niedergeſchlagene Augen, eine gefaltete Stirn, eine ſpitze Naſe immer in Begriff zu riechen, weiſſe Hände mit wohlgebildeten Fingern, ein leiſer Gang, eine ſüſſe Sprache voll Probleme, Achſelzucken, ſchmeichelnde Zudringlichkeit in allen Gebärden, ſtolze Beſcheidenheit, herrſchſüchtige Demuth — Wo Ihnen immer jemand mit dieſen phyſiognomiſchen Kennzeichen begegnet, da dürfen Sie ſicher glauben, das Sie einen Jeſuiten vor ſich haben, er mag nun ein Ordenskreuz, einen Weiberrock, eine Mönchskapuze oder ein ſchwarzes Abbemäntelchen tragen.

Dieß iſt eigentlich nur die geheimere Kunſt, ſolche Leute zu kennen; nur Wenige beſitzen die glückliche Sehergabe, dieſe Kennzeichen deutlich genug zu bemerken. Doch aus dieſem

iſt

Ränke nur gemeinſchaftlich in ihren Klöſtern ausbrüteten, ſo haben ſie ſich jetzt, da ſie unter das übrige Volk verſtreut ſind, ungleich mehr auszubreiten geſucht. Sie kleiden ihre Novizen nicht mehr in ſchwarze Kutten; auch nehmen ſie nicht ſo leicht bloß Knaben in ihre Societät, denn dieſe taugen zu ihren izigen Planen nicht mehr. Sie werben lieber Männer an, Staatsmänner von allen Klaſſen, Männer die Einfluß und Geld haben. Sie ſitzen nicht allen Großen der Erde mehr als Beichtväter an den Ohren: aber ſie haben ihre treue Spione, die Kabinete und Staatsräthe belauſchen. Sie ſind über die Toleranz äuſſerſt aufgebracht, nur über jene nicht, welche die Juden duldet, denn mit Juden haben ſie gerne zu thun, und man will nicht leicht gehört haben, daß Jeſuiten und jüdiſche Wechsler übel auf einander zu ſprechen wären. Die öffentlichen Lehrſtühle ſind ihnen zum Theil genommen, aber das hindert nicht, daß ſie nicht **Privatkollegia** leſen ſollten, wo Weiber und hochgebohrne Betſchweſtern mit Perücken Unterricht nehmen. In ihren ehemaligen Kirchen predigen und hören ſie wohl keine Beichte mehr, aber dafür gehen ſie mit ihrem Schafskleide unter die Heerden des Landvolks und richten dort mit ihrer verderbten

iſt zu rathen, und in der That, ſelbſt ohne jene Sehergabe kennt man die Jeſuiten und ihren Jeſuitiſmus aus mancherley andern Merkzeichen, die ſich ohne große Mühe abnehmen laſſen, aus ihren Wirkungen nämlich, und aus ihren Früchten.

Nur wenigen ſind jene Häuſer unbekannt, wo förmliches Klubbs von jeſuitiſchen Machinationen gehalten werden; wo man jede neue Verfügung wider das jeſuitiſche Intereſſe anbellt; wo man gegen gelehrte und gutdenkende Männer Verſchwörungen anzettelt u. ſ. w. In ſolchen Häuſern füttert man gewiſſe Leute mit runden Haaren zu Tode; man nimmt ſie zu Gewiſſensräthen und Hausfreunden, man vertraut ihnen die Erziehung ſeiner Kinde, man fragt ſie in den geheimſten häuslichen politiſchen, und geiſtlichen Geſchäften um Rath, man giebt ihnen, mit einem Worte, den reichlichſten Vorſchub zur Fortpflanzung ihres moliniſtiſchen Unkrauts.

Man darf faſt ſagen: ſeitdem die Jeſuiten als Orden aufgehoben ſind, deſto mächtiger iſt ihr Einfluß in das manigfaltige Intereſſe der Staaten geworden. Wie ſie vorhin ihre

Rän=

ten Lehre allerley Unheil an. Sie vertheidigen nicht wohl mehr in einem gedruckten Buche den Königsmord; aber dafür laſſen ſie Paſquille über aufgeklärte Fürſten drucken, verhöhnen und vereiteln heiſame Verordnungen, hetzen das Volk zu aufrühreriſchen Geſprächen auf. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

So kenne man die Jeſuiten bey uns, das heißt, jene Jeſuiten, die es wirklich ſind. Ich habe mich, wie Sie mein Herr bemerken werden, wohl gehütet, den Namen Exjeſuit zu nennen denn ich bin gewohnt zwiſchen Jeſuit und Exjeſuit einen großen Unterſchied zu machen. Jeſuit iſt bey mir jenes Individuum, das in allen Geſtalten, in allen Kleidungen, in allen Sprachen den Kopf voll Ränke und Betrug hat, und alle Mittel anwendet, der ganzen Welt einen blauen Dunſt vor die Augen zu machen, damit es im Trüben fiſchen könne. Der Exjeſuit iſt ein Unding, das als ſolches weder gut noch böſe iſt; und daher fließt mein Bekenntniß, daß ich nicht alles, was ehedem einen ſchwarzen Rock hatte, und nun Exjeſuit heißt, Jeſuit nenne. Der Name thut hier gar nichts zur Sache, ſondern das Innere, der Karakter, der Kopf, das Herz.

Es

Es giebt Exjeſuiten, die in ihrem Leben keine Jeſuiten waren, ſo wie es Jeſuiten giebt, die niemals in einem ſchwarzen Rocke ſtacken. Man kann alſo, wie es der Fall bey mir iſt, mit ganzem Herzen dem ſämmtlichen jeſuitiſchen Volk abgeneigt ſeyn, und doch manchen Exjeſuiten ſchätzen, lieben und hochachten. So kenne ich in Oeſterreich verſchiedene Exjeſuiten, die grade darum meine Freunde ſind, weil ſie nie Jeſuiten waren.

So iſt es bey uns. Und nun wie ſteht es bey Ihnen? Sollte es wahr ſeyn, daß es bey Ihnen keinen Jeſuitiſmus giebt? — Das haben Sie nur als ein Blinder, oder als ein Mann behauptet, der voll Unredlichkeit Sehende blind machen will. Man will in Erfahrung gebracht haben, daß die ganze preuſiſche Politik einen ſehr kennbaren Anſtrich von Jeſuitiſmus habe. Wenigſtens müſſen Sie eingeſtehen, daß jene Weisheit, die ich in meinem zweytem Briefe zu analyſiren gezwungen worden bin, lauter Jeſuitiſmus ſeyn müßte, wenn ſie wirklich in dem Grade und mit den Abſichten bey Ihnen ausgeübt würde, als Sie uns zu überreden bemüht ſind. Gerade das iſts, was man Jeſuitiſmus heißt; Dummmachung

chung des Volks, Bevortheilung der gutgläubigen Einfalt, Tyrannenjoch dem Nacken des Aberglaubens aufgelegt. So fängt der Jeſuitiſmus ſeinen Raub, indem er den Wächtern, welche die Raubſchützen zurück jagen ſollen, die Augen verbindet, oder ſie mit Opium von andächtigen Spiegelfechtereyen einſchläfert.

Es war mir, ich muß es Ihnen geſtehen, immer eine ſehr auffallende Erſcheinung, wenn ſelbſt aufgeklärte Fürſten die Einfuhr und Leſung jener Bücher in ihren Staaten verboten, welche behaupteten: die Religion und beſonders die mönchiſch = katholiſche ſcheine keinen andern Endzweck zu haben, als das Volk in den Schlummer über ſein Sklavenjoch einzulullen. Nach der Zeit, und ich kann ſagen mit der zunehmenden Kenntniß des Jeſuitiſmus haben dieſe Erſcheinungen ihr Auffallendes für mich verlohren. Ich habe bemerken gelert, daß den jeſuitiſchen Beichtvätern daran gelegen ſeyn mußte, ſolche Meinungen in den Köpfen des Volks Wurzel faſſen zu laſſen. Sie mußten mit Händen und Füſſen arbeiten, und allen ihren Vorrath von Sophiſtereyen verwenden, damit die Fürſten dieſe Meinung als eine der gefährlichſten und fürchterlichſten betrachten möchten, die

es

es nur immer geben könnte. Es war ihnen mit Recht bange um ihre geheime Manipulationen, die ſogleich hätten ihr Ende nehmen müſſen, wenn man der Ueberzeugung Raum gegeben hätte, daß die ganze jeſuitiſche Religion in nichts anderem beſtehe und keinen andern Endzweck habe, als Tyrannengewalt, Erpreſſung von Schätzen und Reichthümern, und was eigentlich der Grund von allen dieſen iſt, Betäubung des Menſchenverſtandes.

Läugnen Sie ja nicht, mein Herr, daß ſolche Manipulationen in Ihren Gegenden noch ſo gänge und gäbe ſind, als i g ndwo ſonſt. Streiten Sie ja nicht gegen die ſehr groſſe Menge der Sehenden, die ſich überzeugt haben, daß der preuſſiſche Katholicismus nichts anders iſt als bloßer purer Jeſuitismus. Und wenn Sie überdies gar noch die erbauliche Geſchichte von dem lächerlichen Liederkrieg in Berlin, der bei aller ſeiner Lächerlichkeit auch gewiſſe bedeutende Winke giebt, erzählen und Friedrichs Reſkript: Man laſſe ſie das dumme Lied, Nun ruhen alle Wälder ꝛc oder was ſie wollen ſingen ꝛc. anführen, ſo haben Sie uns andere blos belehrt, daß es in Preuſſen nicht nur katholiſche, ſondern auch proteſtantiſche Jeſuiten giebt, und

daß

das Friedrich dem katholiſchen ſowohl als dem proteſtantiſchen Jeſuitiſmus gelaſſen zuſieht — quod erad demonſtrandum.

Ich habe bey der Gelegenheit, da ich die eben angeführte Stelle aus ihrem Buch abſchrieb, wieder ein wenig hie und da herum geblättert. Lieber Himmel! welch ein Waſchmaul hat Ihnen doch ihr Unſtern mitgetheilt! Plagen Sie einen mit Ihren tauſendſilbigen Gemeinſprüchen nicht ſo unchriſtlich, daß man das Buch zumachen muß, wo man es f ſt nur aufſchlägt! Bey allem, was wahr iſt, die Jeſuiten hier zu Lande finden Ihr Buch als ein Meiſterwerk der erſten Klaſſe, woran ſie auch Recht thun. Aber ich meines Theils, kann nichts anders als verſichern daß es mich grade nach (dieſen Ausdruck trifft man auch öfters in dem beliebten Wahrmund) zu reuen anfängt, meine Briefe an Sie gerichtet zu haben, denn wahrhaftig wer ſo weibermäſſig waſcht, wie Sie, verdient wahrhaftig keine Antwort. Wenn Sie einen Beweis hievon begehren, ſo leſen Sie zur Buße Ihren neunten und zehnten Brief. Für mich habe ich darinn eine wahre Abtödtung des Fleiſches, wie unſre Mönche ſagen, gefunden ꝛc.

Achter Brief.

Meine Wanderſchaft indeſſen iſt ſchon einmal angefangen, und ich will für dieſen erſten Auslauf wenigſtens ſehen, daß ich an einen beſtimmten und ſichern Ort komme. Lang werde ich aber nicht mehr wandern, denn in Ihrer Geſellſchaft mein Herr, iſt man ein geplagter Mann. Sie ſcheinen ſich vorgenommen zu haben, einen jeden, der unvorſichtig genug wär, Schritt vor Schritt mit Ihnen zu gehen, ohne Barmherzigkeit zu Tode zu plaudern.

Ich muß jetzt gleich mit einer Folgerung anfangen; ich muß Ihnen, wenn Sie beherzigt haben, was ich von dem Jeſuitiſmus und den Jeſuiten bey uns geſagt habe, die Bemerkung mittheilen, daß grade dieſer Jeſuitismus der Stein iſt, an welchen ſich unſere Reformation und unſere Aufklärung in ihrem Gange ſtößt. Sie irren, wie es Ihnen ſo oft geſchieht, und allen jenen Leuten geſchehen muß die nur das behaupten, was ſie zu ihren verdächtigen Abſichten dienlich finden, wenn Sie

unſere Reformation von der Seite bedaurens=würdig zu finden ſich bemüſſigt glauben, weil nicht alles hinlänglich vorbereitet iſt, weil es der Schwachen noch zu viele giebt, weil man das Alte noch zu heilig hält u. d. gl.

Tu dicis kann man Ihnen hier antworten; Sie mögen zum Theil Recht haben; aber darinn haben Sie Unrecht, daß Sie über Ihren Machtſprüchen vergaßen, ſich auch einige Warum? zu beantworten, und überhaupt die Sache nicht nur von einer, ſondern von allen Seiten zu betrachten.

Verläumdung und Unkenntniß unſers Volksgeiſts iſt es, wenn man glaubt, es ſtehe mit den neuen kirchlichen Verfügungen bey uns ſo mislich, daß alles ſogleich in ein lautes Klagen und Seufzen ausbreche, wenn eine erſcheint. Unwiſſenheit und Unkentniß in den erſten Principien der Pſychologie iſt es, wenn man dem Volk ſo viel Starrſinn zumuthet, als ſey es aus und durch ſich ſelbſt ſo ſchrecklich verhärtet, daß kein Eindruck der Belehrung des Beſſeren bey ihm haften und Wurzel ſchlagen könne. Mistrauen in die Kraft der alles bezwingenden Wahrheit iſt es zu ſagen, das

Volk

Volk werde nie ſeine Augen für ihren Glanz öffnen, es werde immer in ſeiner alten Finſterniß bleiben, und die aufgehende Sonne für übereilen, ohne einige Blicke darauf zu werfen — und hat es einmal dieſe Blicke gewagt, ſo wär gewonnen Spiel, wenn — —

Wenn nämlich die Lanzenknechte, mit welchen ich Sie weiter oben bekannt machte, nicht ſogleich herbey eilten, und den, freylich noch ſchüchternen Blicken ins Licht, eine dicke Pechwolke vorſchöben, und die Sehenden bey Pabſt und Fegfeuer beſchwüren, keine ſolche verwägene (wie ſie es nennen) Blicke mehr zu wagen. Für den Patrioten iſt es wahrlich ein harter Stand, ſolch boshaftes Unweſen anſehen zu müſſen, und es nicht hindern zu können. Wären Sie ein Menſch, der nicht all ſein Menſchengefühl, alle ſeine brüderliche Theilnehmung an dem Wohl oder Weh ſeiner Mitmenſchen ſo unwürdig gegen eine elende Handvoll hämiſchen Witz aufgeopfert hätte, mit gerührtem Herzen würd ich Ihnen den gerechten Kummer eröffnen, den ein Patriot bey den unchriſtlichen und ſo ſehr gelingenden Bemühungen der Feinde des Lichts fühlen muß. Doch einiges mag, wie der gute Saame auf

den Felſen in Ihre Seele gelegt ſeyn. Haben Sie keinen Sinn dafür, ſo beten Sie, daß das Gericht der Thoren, nicht aber der Bos-haften über ſie komme.

Es iſt ein ſchöner Gedanke, ſich einen Regenten zu denken, der ſein Volk liebt und es glücklich ſehen will. Er wird Tage und Nächte arbeiten und ſuchen, die zweckmäſſigſten Mittel zu finden, welche ſeiner Abſicht zuträglich ſeyn könnten. Er wird die Urſachen aufſpüren, wodurch das Glück ſeines Vols bisher weniger erreicht wurde, und da wird es ihm einleuchten, daß eine verhältnißmäſſige Aufklärung vor allen andern das ſchicklichſte Mittel ſey. Die Gründe hievon werden ihn alle aufrichtige und tiefdenkende Philoſophen gelehrt haben. Er legt nun Hand ans Werk und von tauſend Seiten werfen ſich ihm Hinderniſſe in den Weg; Bosheit und Tücke, Eigennutz und Habbegierde, Dummheit und Kabbale empört ſich gegen ihn, er aber führt es unerſchüttert fort, und hat in kurzer Zeit den Troſt, zu ſehen, daß ſein Werk gelingt, und die Guten es billigen und in deſſen Daſeyn ſich glücklich ſchätzen.

Aber

Aber eben nun, da es im glücklichſten Beginnen und Fortwachſen iſt, da die Bosheit und Tücke ihre Pfeile innerhalb der Gränzen fruchtloſer, als ſie es wünſchte, verſchoſſen hat, da die Gährung ſchon in eine glückliche Empfindung des Wahren und Guten überzugehen anfängt, da gnügt man ſich nicht mehr mit bloſſen ſelbſt abgedrückten Pfeilen, man miethet verkappte Banditen, die auf der Heerſtraße lauern, und jedem Fürübergehenden, der nicht auf ihre Meinung ſchwört, den Dolch aufs Herz ſetzen müſſen. Da beſtellt man feile Gränzaufſchauer, unterhält mit ihnen durch magiſche Sprachröhre lange und meuteriſche Geſpräche, ertheilt ihnen geheime Inſtruktionen, verlobt ſich und ſeine Helfershelfer dem Geiſt der Lügen — und ſo entſtehen giftſpeyende Zeitſchriften, die das Brandmal der Bosheit auf ihre Stirne tragen.

So manövrirt der Jeſuitiſmus in-und auſſerhalb Oeſterreich. So ſind Ihre Briefe entſtanden mein Herr! ſie ſind der Zuſammenfluß aller jeſuitiſchen Pasquinaden, die man bey uns bisher in einzelnen Häuſern hörte, die man ſich behutſam ins Ohr flüſterte, bis ein Organ wie Sie, die Sprechermühe auf ſich

nahm, dieſes jeſuitiſche Gift in alle Welt aus-zuſtreuen, und zugleich — was vielleicht Sie aus Sorgloſigkeit, Ihre Prinzipalen aber dießmal wie es ſcheint, aus Dummheit vergaſſen — das ganze Jeſuitenvolk als das gefährlichſte, undankbarſte, verläumderiſche Unkraut, das ein Fürſt irgend in ſeinen Staaten dulden kann, vor aller Welt Augen blank und blos darzuſtellen.

Ich rede hier mit Grund mein Herr, aus Ueberzeugung und Erfahrung, denn ich habe Augen und Ohren, und ich habe alles das, was Sie uns jetzt gedruckt ſagen, ſchon ſeit drey Jahren, bei uns ſo vielmal gehört, als mit und von Jeſuiten die Rede war. Ich habe gehört, wie man bey allen Verfügungen des Landesfürſten, bey allen Einziehungen der Kloſtergüter keine andre Abſicht gelten ließ, als Habſucht und Geldgeiz; wie man austrompetete, der Schlummer von künftigen Glück, in welchen man die Nation durch große Verſprechungen einzuſtellen ſuche, ſey nichts anders, als ein betrügeriſcher Schlaf, von dem man zur härteſten Sklaverey erwachen würde; die Toleranz ſey ein windſchiefes Ding, das heut dauern und morgen wieder verſchwinden

müſ-

müſſe, das Land leide dadurch in allen ſeinen Verfaſſungen, es ſey ein Schattenwerk durch welches man das Rühmen und Staunen der Auswärtigen erbetteln wolle.

Schande mir, wenn ich meine Hand länger zum Niederſchreiben ſolcher und ähnlicher Läſterungen brauchte; Ihnen allein ziemt es ein ganzes Buch davon zu ſchreiben. Nur dieß ſage ich: Oeſterreich wird nie, kann nie einen feſtern und ſichern Gang zu ſeiner Aufklärung und zu ſeinem wahren Glück gehen, ſo lange im Innern desſelben ſo bösartige Würmer herumkriechen, die die Wurzel des Guten benagen. Man glaubt es vielleicht nicht — ich rede hier nicht von Ihnen, denn Sie werden ohnehin davon überzeugt ſeyn, die ganze Abſicht Ihrer Briefe ſpricht für dieſe Uiberzeugung — aber ich ſage, man glaubt es vielleicht dort nicht, wo man es glauben ſollte, um wirkſame Gegenmittel wider dieſe bösartigen Würmer zu gebrauchen.

Neunter Brief.

In dieſen Briefe ein paar Worte über unſere Preßfreyheit und Litteratur! Ich ſammle einige Ihrer Stellen, und begnüge mich einige Anmerkungen hinzuzuſetzen. Sie ſagen z. B. die Preßfreyheit kömmt den Oeſterreichern noch um 10 Jahr zu früh — Sie habe eine ſchädliche Wirkung auf den Geſchmack und Karakter der Nation, und bey dieſer Gelegenheit ſchimpfen Sie über unſre Broſchüren und Schriftſteller, was der Zeug halten mag.

Die Preßfreyheit kömmt den Oeſterreichern um 10 Jahr zu früh — ſonderbar! und warum? Ein Kranker, der lange vergeblich auf einen Arzt wartete, der ihm eine Aderläſſe, das einzige Mittel, ihn geſund zu machen, verordnete, darf und wird der klagen, die Aderläſſe komme ihm zu früh, wenn ſie ihm verordnet wird? Werden es die Umſtehenden, die ſeine Freunde ſind? Aber vielleicht treten einige feindſelige Geſichter und getäuſchte Erben in einen Winkel zuſammen,

und

und ſeufzen: Ach, die Aderläſſe kam ihm zu früh! — denn wär ſie ſpäter gekommen, ſo läge der gute Mann, wo wir wollen, daß er liegen ſollte — im Sarge.

Ich bin ſo eitel, mich zu überreden, daß ich durch dieſes bloſſe Alltagsgleichniß das Bild einer gewiſſen Klaſſe von Gränzaufſchauern und einheimiſchen Nachteulen aufs Haar getroffen habe, jener Leute, die ſich wie im hitzigen Fieber gebärden, wenn ſie hie und da von einem redlichen Manne belehrt werden, die öſterreichiſche Preßfreyheit ſey eine groſſe Wohlthat für die öſterreichiſchen Staaten, ſie habe ſchon viel Gutes geſtiftet, und werde noch ferner manches ſtiften.

Es ſoll kein Geheimniß ſeyn, daß ich unter den Gränzaufſchauern, von denen ich hier rede, eine gewiſſe Race von Ausländern, ſo wie unter den einheimiſchen Nachteulen eben nur wieder das pecus Lojoliticum verſtehe. Jene berſten vor Aerger, daß ſie nicht mehr die Alleinherrſcher, die Tonaugeber, die Dreyfüßler von ganz Deutſchland mit der ſo lang gewohnten Wichtigkeit und Impertinenz werden ſpielen können; dieſe kriegen die Abzehrung

 weil

weil ſie mit Recht fürchten müſſen, daß ihnen das Blut, welches ſie lange her aus den Adern des Volks ſaugen, nun in ſchweren Portionen wieder abgezapſt werden dürfte.

Oeſterreich war ſo lange der Fußſchemmel des ausländiſchen Litteraturdeſpotiſmus, daß es ſo zu ſagen den Regeln des Mechaniſmus zu Folge ſeine Schnellkraft endlich einmal brauchen, und aus dem Staube worein, es jene Großſultane gedrückt hatten, aufſtehen mußte. Lange genug hat es vor ſchwindſüchtigen Götzen gekniet, und Weyrauch, und Myrrhen und Gold geopfert, daß man ihm nur auch manchen Strahl göttlicher Huld zukommen laſſe. Die Zeiten ändern ſich, und nicht alles iſt Gold was glänzt, ſagte Sancho Panſa.

Dieſe Sprache darf Ihnen nicht ſtolz klingen. Es iſt die Sprache der Freyheit und des ungeblendeten Forſchens nach Wahrheit und Wirklichkeit. Es iſt auch nicht die Sprache einer kindiſchen Vorliebe. Ich habe zu wenig perſönliches Intereſſe dabey, für dieſe Sache aus einem ſolchen Beweggrunde eingenommen zu ſeyn. Die ganze Preßfreyheit hat mir noch nicht um eine Haſelnuß genützt, und wenn Sie

wol-

wollen, ſehr wenigen der Unſrigen. Aber dem Volke, dem Ganzen, fürs Allgemeine hat ſie genützt; ſie hat Blinde ſehend gemacht, ſie hat die Wechsler aus den Tempeln gejagt, ſie hat Teufel ausgetrieben.

Wodurch? fragen Sie; etwa durch Broſchüren? — Allerdings mein Herr! durch Broſchüren und was unter dieſe Rubrik gehört. Es iſt unglaublich, meinen Sie; es iſt Dummheit, ſo was zu behaupten. Und doch hab ich große Luſt, dieſe Behauptung zu wagen; und ich wage ſie deßwegen gerade hier, weil ſie mir Gelegenheit giebt, dem Gränzaufſchauervolk wieder ein Perſpektiv in die Hand zu geben, das nicht ſchief, ſondern gerade und richtig zeigt.

Ich habe, da es meine alte Gewohnheit iſt, über auffallende Erſcheinungen bevor viel zu denken, ehe ich den Mund öffne, meine Meynung zu ſagen, ſehr bedächtlich das Gekreiſche und Gebelle angehört und in Ueberlegung genommen, welches das Ausland — faſt im Durchſchnitt — über die kleinen öſterreichiſchen Tagſchriften gemacht hat, und noch macht. Recht hab ich ihnen immer gegeben, wenn ſie

ſagten, es ſey wenig oder nichts neues geſchrieben worden, das Broſchürenmachen ſey für gewiſſe Leute zur Taglöhnerey geworden, das Publikum ſey in Gefahr gekommen, ſich an dem Wuſt elender Skarteken arm zu kaufſen ꝛc. Alles dieſes herzlich gern eingeſtanden Aber das geſtehe ich nicht ein, daß alles was geſchrieben wurde, ſchlecht, daß gar nichts Neues darunter war, daß jeder, der ſchrieb, nur pfuſchte und purgierte, wie Sie und Friedel ſagen.

Doch ich muß Ihnen erſt meine Ueberlegungen mittheilen, ehe ich in dieſem Gleiſe weiter gehe. Mir ſcheint der wahre Grund, warum das Ausland auf die Früchte unſerer Preßfreyheit ſo bitterböſe ſchimpft, liege darinn: daß Oeſterreich während dieſer Zeit wenige oder faſt gar keine Werke des Genies und des Witzes, keine Werke deutſcher Art und Kunſt, keine Agathons, keine Leiden des jungen Werthers, keine älteſte Urkunde des Menſchengeſchlechts ꝛc. ꝛc. ꝛc. lieferte. Es iſt wahr, an ſolchen Werken ſind wir arm geblieben. Blumauer allein hat mit ſeinem Gedichten und Traveſtirungen die Aufmerkſamkeit einiger Ausländer auf ſich gezogen; andere ha-

haben auch weiblich über ihn geſchimpft, und bewieſen, daß er ſo ziemlich einen deutſchen Vers machen könne. Beynahe alles andere entgieng dieſer Aufmerkſamkeit; man gnügte ſich, einmal für allemal den Grundſatz anzunehmen, daß jede Wienerſchrift eine Broſchüre heißen, und weil ſie eine Broſchüre heiße ſchlecht, folglich unter aller Aufmerkſamkeit und vielleicht gar unter aller Kritik ſeyn müſſe.

So wenigſtens hat das Judicium delegatum zu Berlin ſeine Entſcheidung gegeben; andere judices minorum gentium und judicìunculi aus verſchiedenen Gegenden Deutſchlands haben mit heftigem Geſchrey die große Entſcheidung geltend zu machen geſucht, und es ſteht faſt in unzählbaren Tagſchriften ſchwarz auf weiß gedruckt, daß die Wienerſchriften im Durchſchnitt genommen, alle ſchlecht ſind.

Wie wär es, wenn man bey dieſer harten Entſcheidung alle **Billigkeit** bey Seite geſetzt, ſeine ſchlechte Lokalkenntniſſe verrathen und überhaupt noch einen Stolz gezeigt hätte, der vor lauter Uebermuth lächerlich wird.

Wer eine Nation beurtheilen will, muß dieſe Nation kennen; das heißt er muß von der innern Verfaſſung derſelben, ihren Verhältniſſen, Umſtänden u. d. gl. wohl unterrichtet ſeyn; er muß ihren Geiſt und deſſen Richtung kennen, er muß die Mittel und Hinderniſſe zum Guten bemerkt, und ihre Wirkungen unterſucht haben. Urtheilt er aber ohne dieſe vorläufige Unterſuchungen angeſtellt und dieſe Kenntniſſe eingeholt zu haben, ſo muß er natürlich und ſchlechtertings ungerecht werden.

Gelehrten iſt gut predigen, ſagt das Sprüchwort; das heißt hier: die Klugen, Vernünftigen, Gelehrten in Oeſterreich bedurften nie einer Preßfreyheit, nie einer Aufklärungsanſtalt denn ſie wußten für ſich ehehin ſo viel, als ſie brauchten, um Tag von Nacht zu unterſcheiden, ſie kannten ehehin die beſten Bücher, und hatten ſich trotz dem Verbot der Cenſur geleſen. Aber das Volk brauchte ſie, das Mönchthum, die Bigotterie, der Fanatiſmus, die Intoleranz brauchte ſie; hier war es nöthig mit Waffen der Vernunft und der Wahrheit zu kämpfen. Hier mußte man den Unrath wegräumen, welcher ſo lange Zeit her den Kanal verſtopfte, durch

durch welchen Wiſſenſchaft, Geiſtesbildung, und geſundes Denken in die Köpfe das noch rohen Theils der Nationen übergehen ſollte. Man mußte Liebe zum Leſen machen, man mußte bey Gegenſtänden anfangen, die eben durch die allgemeine Gebährung ein allgemeines Intereſſe gewonnen hatten. Man würde gewiß den Thurm bey der Spitze zu bauen angefangen haben, wenn man in dieſer Zeit der Gährung Romane und gelehrte Werke in Großoktav zur Lektüre des Volks gemacht hätte. Er war der Lage der Sache angemeſſen, durch kleine fliegende Schriften an die Köpfe zu klopfen, dadurch dieſe Köpfe aus dem Traume oder aus dem Schlaf zu wecken, und ſie zu einer Art Wachbarkeit zu bringen, daß ſie wenigſtens auf den Lärm aufmerkſam würden, mit welchen man ſie immerfort aufweckte. Der Zufall hat hiebey gewiß die Mühe aller pſychologiſchen und menſchenkenneriſchen Unterſuchungen auf ſich genommen; vielleicht dachten manche über den menſchlichen Geiſt und den beſondern Nationalgeiſt, ehe ſie ihre kleine Werkchen ſchrieben. Aber meiſtens war es wohl eine Art von Anſteckung und bloß gewohntes Mitlauffen, daß ſo viele ſchrieben, und dan auch ſo vielerley Durcheinander ins Publikum kam. Aber es ſey wie

es

es ſey, der Erfolg wär der nämliche; man ſah Wirkungen entſtehen, bey denen die Zuſchauer die überdachteſten Urſachen zum Grunde gelegt glauben konnte.

Ich habe es nicht nöthig, die geſehene Reformation zu vertheidigen; wir fühlen bey uns ihr Heilſames ſo, wie wir ehedem ihre Nothwendigkeit fühlten, und ihre Wirklichkeit wünſchten. Ich will nun ſagen, daß dieſe ganze Reformation, die Einführung der Toleranz, die Ausmuſterung der Klöſter u. ſ. w. nie ſo leicht würde ſeyn zu Stande gebracht worden, wenn die Broſchürenmacher nicht die Köpfe des Volks mit ſo vielen kleinen Büchelchen belagert, und auf einigen Bogen gerade das geſagt hätten, was das Volk zu wiſſen brauchte. Wer dieſes bezweifeln zu müſſen glaubt, der übernehme es, einige Fragen zu beantworten, dieſe: Warum denkt ein ſo großer Theil des öſterreichiſchen Publikums gegenwärtig ganz anders als er bey Maria Thereſia und vor und beym erſten Beginnen der Reformation dachte? Warum kreuziget ſich jetzt faſt niemand mehr vor Büchern, die ehehin von den Mönchen verflucht und excommunicirt waren?

Die

Die geänderte Volksdenkungsart in Oeſterreich kann ohne Unverſchämtheit kein Ausländer für ſein Werk ausgeben. Man würde ihm ſagen: Wie gieng es zu, daß zu jener Zeit, wo ſchon alle mögliche Bücher in jedem Fache der Aufklärung von Ausländern geſchrieben waren, in Oeſterreich bey der Nation im Allgemeinen wenig oder gar keine Aufklärung war? Und wie geht es ferner zu, daß jetzt ein großer Theil ſich der Aufklärung nähert, ohne, wie ehedem, irgend ein Buch vom Auslande geleſen zu haben? — Ich will mit allem dieſem ſo viel ſagen, daß die kleinen Wiener Schriften — den Unrath weggerechnet — einen groſſen Theil zur Ausführung des bisherigen Reformationsgeſchäfts beygetragen haben, und daß ſie ſich bey aller Verachtung der Ausländer eines heilſamern **Endzwecks** und heilſamerer **Wirkungen** freuen dürfen, als alle die dickleibigen Skarteken von Romanen, Rhapſodien, Empfindeleyen, Dichtereyen, Kritikaklereyen ꝛc. womit die rüſtigen Schmierer in Berlin, Leipzig, Göttingen, Hamburg ꝛc. von Meſſe zu Meſſe das deutſche Publikum inkommodiren, und ärger noch als die Wiener — denn in Wien iſt man ſo ehrlich, grade ſo viel auf einigen Bogen zu ſagen, als jene

draußigen Schmierer in einem ganzen Buche— Angeſichts der ganzen deutſchen Nation purgiren.

Der Nuzen mein Herr, muß und ſoll der erſte Maaßſtab ſeyn, nach welchem man irgend ein Werk, gelehrt oder ungelehrt, beurtheilet. Der Schuhmacher, der die Füſſe ſeiner Mitbürger kleidet, iſt ein nützlicher Mann, ganz ohne Vergleich nützlicher, als der Galanteriearbeiter, der neue Moden raffinirt, um das Publikum um ſein Geld zu ſchnellen. Grade ſo iſt der Mann, der auch nur ein Blatt voll Wahrheit geſchrieben hätte, wodurch irgend ein Irriger zurechtgewieſen, ein Zweifelnder beruhigt, ein Verläumdeter gerechtfertigt worden wär, ungleich ſchätzbarer, vor das gemeine Beſte ungleich nützlicher, als ein rüſtiger Schreiber, der hinter ſeiner Geniebibliothek auf dem Gerüſt ſteht, und dem gaffenden Hauffen für ſein Geld und ſeine verſchwendete Zeit Geniespaß und Originalkraftwerk vormacht.

Ich will die Sache durch eine Induktion erläutern. Wenn ein Berliner voll ſtolzer aufgeblähter Selbſtgefälligkeit nicht nur über

uns, ſondern über ganz Deutſchland wegſehen will, ſo patſcht er ſich auf den Bauch, und ſtößt auf gut ſtentoriſch in ſeine Trompete: Ha da! wir Berliner haben ſeit ſo und ſo viel Jahren eine allgemeine deutſche Bibliothek! — Und glauben Sie wohl mein Herr, daß es beynahe ſo gut als ausgemacht, durch die erfolgten Wirkungen entſchieden iſt, daß die von den Ausländern wenig geachteten, ſelten oder gar nicht einer Erwänung werth gefundenen Wahrheiten über die Prediger in Wien ſeit zwey Jahren mehr wahren und reelen Nutzen bey uns geſtiftet haben, als die ſo hochgeprieſene allgemeine deutſche Bibliothek in Berlin oder in Deutſchland. Der Beweis, wenn Sie ihn fodern, giebt ſich von ſelbſt, nämlich durch die Wirkungen. Die Wahrheiten über die Prediger haben den Endzweck, ſchlechte Prediger zu beſſern; und wir haben es bey uns wirklich erlebt, daß zwiſchen den Predigten, die man uns vor zwey Jahren hören ließ, und denen, welche man jetzt meiſtens hört, ein ſehr auffallender Unterſchied ſey, das heißt: man predigt jetzt gründlicher, überdachter und geiſtvoller als ehedem. Die Berliner Bibliothek hat den Endzweck, die ſchlechten Schreiber zu züchtigen und verſtummen zu

machen; und ſiehe, von Jahr zu Jahr wachſen die Meßkatalogen, und von Meſſe zu Meſſe ſchleppt jeder Buchhändler mehr Makulatur in ſein Vaterland.

Sie und Ihre Kollegen werden das freylich nie glauben. Sie wenigſtens haben ſich ſchon herbey gelaſſen, der hieſigen Prediger-Kritik, wie man die Wahrheiten über die Prediger allgemein zu nennen pflegt, einen derben Querhieb im Vorbeygehen zu geben; Sie ſehen die ganze Schrift für **Kritikaſterey** an — was Ihnen erlaubt ſeyn muß, weil Sie die Rolle des General-Rezenſenten in Ihren Briefen ſpielen; und geben Ihre Meinung an den Tag, daß die **Kritikaſter**, die Verfaſſer der Predigerkritik, zu ihrem Geſchäft eigends aufgeſtellt ſind. Von wem? haben Sie eben nicht geſagt, und thaten auch gut daran nichts davon zu ſagen, denn ſo haben Sie ſich doch erſpart, daß wir Sie nur halb ſo viel bey uns auslachen müſſen, als wenn Sie die zweyte Frage mit ihrer poſitiven Sprecherkraft auch mit beantwortet hätten.

Glauben Sie aber ja nicht mein Herr, daß ich durch den Schutz, in welchen ich den beſſe-

ren

ren Theil unſrer Brochüren genommen habe, unſrer Litteratur hätte ein Kompliment machen wollen. Von Litteratur im eigentlichen Verſtande kann da gar die Rede nicht ſeyn, denn das meiſte, was in unſern Brochüren geſagt worden iſt, bezieht ſich nur auf kirchliche Gegenſtände. Und wenn Sie wollen, ſo bin ich offenherzig genug, Ihnen das Geſtändniß abzulegen, daß unſere Litteratur als Litteratur durch die Preßfreyheit wenig oder nichts gewonnen hat. Dieß hebt meine vorige Behauptungen nicht auf, ſondern es verbindet mich, einiges über den wahren Zuſtand unſrer Litteratur mit Ihnen zu ſprechen, welches in dem folgenden Briefe geſchehen ſoll.

Zehnter Brief.

Dieſer Brief iſt für dießmal der letzte, ſo mag er auch der kürzeſte ſeyn Das Wenige, was ich noch über den Zuſtand unſrer Litteratur zu ſagen habe, mag ſich meiſtens nur auf einige Aphoriſmen beſchränken, die ein anderer mit ſo vielen Worten umbrämen kann, als ihm beliebt.

Kein

Kein Zweck wird ohne hinreichende Mittel erreicht. So ſcheint es auch, daß unſere Litteratur noch einen großen Schwung wird nehmen müſſen, ehe ſie das wird, was ſie unter andern Umſtänden leicht ſein könnte.

Es iſt nicht genug, fähige Köpfe zu haben; dieſe Köpfe müſſen auch aufgemuntert, belohnt, in Verhältniße geſetzt werden, daß ſie ſich bilden, und für die Welt arbeiten können, ohne von Brodſorgen gequält zu ſeyn. Man muß dieſe Köpfe nicht, ſo zu ſagen, aus der bürgerlichen Geſellſchaft hinaus ſtoſſen, ihnen nicht ihr reeles bürgerliches Daſeyn rauben, wie es bey uns faſt durchgängig geſchieht.

Der Litterator hat bey uns noch immer keine ſo befriedigende Ausſicht für ſein künftiges Leben, daß er ſeine beßten Jugendkräfte und Jugendfreuden hinauswerfen ſollte, um dann im Alter vielleicht bey ſeinen Büchern hungern zu müſſen.

Der Staatsbeamte ſieht in ſeinem mechaniſchen Gange nach einer Hofrathsſtelle hin; der Litterator hat eine dünnleibige Profeſſorſtelle mit 6 oder 800 fl. zur Ausſicht, und ſogar

dieſe Ausſicht iſt ihm nicht ganz gewiß, denn das Eindringen der Ausländer wird alle Tage häuffiger.

Durch litterariſche Verdienſte ſich zum Staatsbeam en fortarbeiten wollen, iſt ſo viel, als bergab gehen, da man bergauf gehen will. Es iſt faſt lächerlich für einen ernſthaften Mann, einen jungen Schriftſteller zu ſehen, der etwa einige gute Sachen hat drucken laſſen, und ſich daher Protektion und Beförderung verſpricht.

Unſer Buchhandel iſt noch lange nicht ſo fixirt, daß er als ein wirkſames Hilfsmittel zur Beförderung unſrer Litteratur angeſehen werden könnte. — — —

Doch ich beſinne mich, daß Sie über dieſen Gegenſtand ſelbſt einige richtige und treffende Bemerkungen gemacht haben. Ich meines Theils finde, daß hier eigentlich der rechte Ort nicht iſt, mehr darüber zu ſagen; es ſey auf ein andersmal geſpart. Wichtige

Ge=

Geſchäfte ruffen mich von der Fortſetzung dieſer Korreſpondenz ab; und ich will lieber ganz ſchweigen, als dasjenige, was zu ſagen wär, nur halb und obenhin ſagen. Ich bin alſo bis auf Wiederſehen ꝛc.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1. geht der frosch unter dem waßer, so erfolget dunckler witterung
2. geht er aber auf den höchsten Staffel der leiter, so erfolget
Regenwetter.
3. Bleibt er aber nicht auf der leiter, sondern in dem waßer,
oberhalb dem grase, so ist es mittelmäßig wetter, das heißt:
es ist nicht schön, und auch nicht grobwetter,
4. macht er unter dem untern Stein backen einen großen
Sack oder blatter, so kommt windige witterung.
5. Macht er die augen halb zu, als wenn er Schlummern wolte,
so kommt eine Nebelichte und Naße witterung: reckt er
aber die augen weit hervor, und sieht frisch aus, so ist gut
wetter zu hoffen.
6. Steigt er unruhig im glase auf und nieder, so kommt
ein Sturm oder ein Donnerwetter, so auch wenn
7. er Quackst.
wenn er den leib einzieht, und blaß-grün aussieht, so bedeutet
es frostig wetter.
8. im gegentheil aber: wenn er schön grün, glänzend und
voll leibig aussieht, bedeutet es schöne und warme witterung

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmann, Leopold Alois, / Pilati, Carlo Antonio, / Friedel, Johann,

Zehn Briefe aus Oesterreich an den Verfasser der Briefe aus Berlin

[Wien] 1784

Austr. 773
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10009179-7
VD18 1352304